



Der Nordhafen Val di Bora von Rovigno mit der Zoologischen Station
phot. Ed. van Delden in Breslau

Gleitsche Chronik



6. Jahrgang Nr. 14

15. April 1913



phot. Atelier Oppler in Breslau

Die Einweihung der Pauluskirche in Breslau
Die Ueberreichung des Kirchenschlüssels an den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen

Aus großer Zeit

Das Glogauer Attentat auf Napoleon. Nach dem Tagebuche des Grafen von Las Cafes (Bd. 3, Seite 72) behauptete Napoleon in St. Helena, er habe beim Rückzuge aus Rußland seine Armee darum nicht persönlich über Wilna nach Deutschland zurückgeführt, weil er gefürchtet, für seine Person Frankreich nicht wieder erreichen zu können. Deshalb sei er so rasch und kühn allein durch Deutschland zurückgereist. Dennoch sei er in Schlessien angehalten worden; glücklicherweise hätten aber die Preußen die kostbare Zeit, die sie zum Handeln hätten anwenden sollen, durch Beratshlagungen verloren. Sie hätten es gemacht, wie die Sachsen mit Karl XII., der bei seiner Abreise aus Dresden wüßig bemerkte: „Ihr werdet sehen! Sie werden morgen darüber nachdenken, ob sie nicht gut getan hätten, mich heute festzuhalten.“ Auf Grund dieser Tagebuchnotiz berichten die meisten Biographen Napoleons (Fournier, Bitterauf u. a.), daß der Kaiser auf der Rückreise von Rußland in Glogau nur mit Mühe einem Attentat auf sein Leben entronnen sei. Bei näherer Prüfung ergibt sich indes, wie wir in Blaschkes soeben erschienener Geschichte Glogaus lesen, die Unrichtigkeit dieser Behauptung; denn sämtliche Berichte von Zeitgenossen schweigen darüber. Nur erzählte man sich, Napoleon sei überall in großer Beforgnis gewesen, unterwegs aufgehoben zu werden, und im Glogauer Schlosse habe er von dem Ofenbeizer, der den Kaiser nicht kannte oder nicht kennen wollte, unziemende Aeußerungen zu hören bekommen, so daß Napoleon dem Gouverneur befahl, „den Kerl hinauszujagen.“ Hierdurch entstand wahrscheinlich auch in Glogau das Gerücht von einem geplanten Attentat, das nur durch die schnelle Abreise des Kaisers vereitelt worden sei.

Als nach dem Bekanntwerden der vorgenannten „Denkwürdigkeiten von St. Helena“ (Aus dem Französischen überseht. Stuttgart, 1823) in der Oeffentlichkeit Glogau als Ort des Attentats genannt wurde, trat man hier dem Gerücht energisch entgegen. Mehrere Augenzeugen berichten ausführlich in den alten Schlessischen Provinzialblättern (Bd. 124 und 125) über ihre Wahrnehmungen bei der Ankunft und dem Aufenthalt Napoleons in Glogau. Danach langte der Kaiser am 12. Dezember 1812, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr auf einem Schlitten hier an und sollte im „Deutschen Hause“ einquartiert werden. Da jedoch wegen des Jahrmarkts alle Gasthäuser am Paradeplatz von Fremden überfüllt waren, konnte er hier kein Unterkommen finden. Da eilt zur rechten Zeit der Festungsgouverneur herbei, läßt den Schlitten nach dem königlichen Schlosse befördern und geleitet den vermeintlichen Herzog von Vizenza, dessen Ankunft ihm erst eine Stunde vorher durch einen Eilboten gemeldet worden war, in sein Zimmer im Schlosse; dieser verlangt aber sogleich ein anderes, das er sehr deutlich beschreibt und welches dasjenige war, worin der Kaiser einst gewohnt. Am Kaminfeuer legt er den verummenden Pelz ab, und nun wird er erkannt. Rasch nimmt er ein wenig Speise zu sich, legt sich zu einem kurzen Schlafe nieder und besteigt schon um 10 Uhr den Schlitten, um seine Reife fortzusetzen. Der Gouverneur begleitete den Kaiser mit einer Abtheilung reitender italienischer Jäger bis Polkwitz. Die Nacht war mit — 20 Grad Celsius eine der kältesten, die je dagewesen. Einen Teil der Italiener brachte man am andern Tage mit erfrorenen Gliedern auf Wagen in die Glogauer Hospitäler zurück, und man erzählte, daß von den 100 Reitern nur 7 mit dem Kaiser in Haynau angekommen seien; von diesen sei aber nur einer fähig gewesen, den Weg weiter fortzusetzen. Das Breslauer Staatsarchiv verwahrt einen amtlichen Bericht des Glogauer Regierungsrats von Krug vom 13. Dezember 1812 an den schlessischen Oberlandeshauptmann von Masfow über die Durchreise Napoleons. Das Schriftstück schließt mit den Worten: „Die Motive seiner so schnellen, ganz unvorbereiteten Reise mögen in diesem Augenblick noch den meisten ein

Geheimnis sein; doch will man im Schlosse bemerkt haben, daß der Kaiser sowohl, als seine Umgebung sehr mißvergnügt gewesen sind“. Also auch hier ist von keinem Attentat die Rede.

Es war auch unmöglich, Napoleon in Glogau anzuhalten, da er Schlessien unerwartet und unbekannt durcheilte. Ueber Glogau führte eine sehr belebte Militärstraße, und so fiel es nicht auf, als am Abend des 12. Dezember ein einzelner Wagen mit mehreren französischen Offizieren hier anlangte. Ueberdies lautete der vom General Fürsten von Neufchatel ausgestellte Paß auf den „nach Paris reisenden Herzog von Vizenza (Caulaincourt)“. Der Kaiser war darin unter dem Namen eines Herrn von Rayneval, ehemaligen Gesandtschaftssekretärs Caulaincourts, aufgeführt. Dieser Paß wurde überall den Postbehörden vorgezeigt. Seine Equipage, ein einfacher Kutschkasten, auf ein schlechtes Schlittengestell gesetzt, stach ebenfalls sehr ab von dem großen und schönen Wagen, in dem er sonst auf Reisen gesehen wurde. Zudem waren die Reisenden, was bei der furchtbaren Kälte nicht auffiel, in Pelzwerk vergaben, so daß sie völlig unkenntlich waren. Daher konnte keinem Schlessier der Gedanke kommen, den Kaiser aufhalten zu wollen. Dies war aber auch deshalb schon unwahrscheinlich, weil man damals die Vernichtung der französischen Armee in Rußland in ihrem wahren Umfange in Preußen gar noch nicht kannte. Später haben deutsche Schriftsteller allerdings vielfach die Ansicht geäußert, daß die Gefangenahme Napoleons zweckmäßig gewesen wäre, weil sie den blutigen Krieg von 1813—15 erübrigt hätte. Allein es wird mit Recht darauf erwidert, daß in der Folge manches leicht sich sagen läßt, was man zu einer gewissen Zeit und unter gewissen Umständen hätte tun können, daß es aber im Augenblick einer Begebenheit schwer ist, die zweckmäßigsten Maßnahmen zu treffen.

Die Behauptung von einem geplanten Attentat auf Napoleon entbehrt also jeder historischen Begründung. Was hat aber den Kaiser bewogen, eine solche Behauptung aufzustellen? Man könnte es dem gestürzten Kaiser wohl vergeben, wenn er sich in St. Helena an den Preußen dadurch einigermaßen rächen wollte, daß er sie in den Augen der Welt lächerlich zu machen sucht. Zu seiner Ehre aber wollen wir annehmen, daß es sich bei dem angeblichen Attentat auf schlessischem Boden vielleicht nur um eine Verwechslung handelt, da dem Kaiser auf seiner Flucht etwas Aehnliches widerfuhr. Als er nämlich zwischen Warschau und der schlessischen Grenze bei einem Hohlwege einem österreichischen Rittmeister begegnete, ließ ihn dieser seine Fahrt nicht eher fortsetzen, bis das österreichische Detachement den Hohlweg passiert hatte. Natürlich gab sich Napoleon nicht zu erkennen, sondern erduldet ruhig die Demütigung. Dieses Vorkommnis mochte Napoleon in St. Helena noch vorschweben; er mochte das Gebiet von Warschau mit dem nahen Schlessien, den österreichischen Offizier mit einem preußischen verwechseln und dieses zufällige Zusammentreffen in eine absichtlich berechnete Tat verwandeln. Auch mochte er wohl das, was er selbst in ähnlicher Lage getan haben würde, wenn er alle Umstände gekannt hätte, anderen zutrauen.

Die von den Franzosen argwöhnisch überwachten Glogauer erfuhren die Flucht des Kaisers mit einigen Ausnahmen erst nach seiner Abreise, als er sich bereits der sächsischen Grenze näherte. Es wird erzählt, wie am Morgen nach der Abreise ein Adjutant des Gouverneurs zu einem Bürger gekommen sei und erzählt habe, daß Napoleon auf der Rückkehr aus Rußland diese Nacht Glogau passiert habe. Erst jetzt fing man an, das wichtige Ereignis nach allen Seiten hin zu besprechen, und bald wußte man von allerlei Abenteuerern mit dem Kaiser zu erzählen, deren Unwahrscheinlichkeit jedoch meist auf den ersten Blick in die Augen fällt.



Die Einweihung der Pauluskirche in Breslau
Zug nach der Kirche

phot. Oppler in Breslau

Funde

Altertumsfund bei Dobrischau, Kr. Oels. In der Nähe von Dobrischau wurde beim Ausschachten von Sand in einer Tiefe von etwa zwei Meter ein interessanter Fund gemacht. Er besteht in einer Bronzeart und zwei kleinen Sichern. Die Gegenstände stammen aus der zweiten Bronzezeit, etwa 1000 vor Christi Geburt, haben also ein Alter von etwa 3000 Jahren. Die Art weist eine schöne und kunstvolle Arbeit auf. Die Sichern sind auf der einen Seite ganz glatt und sehr kurz, weil die Bronze ein sprödes Metall war und leicht abbrach. Die drei Gegenstände sind dem Kunstgewerbemuseum in Breslau überwiesen worden.

Urnensfund bei Schwirtschen, Kr. Gubrau. In der Gemarkung Schwirtschen bei Gubrau sind in den letzten Jahren wiederholt prähistorische Tongefäße gefunden worden. Es waren teils Aschenurnen, teils Näpfe und Schalen, die sich vielfach durch Formenscönheit auszeichnen und vereinzelt mit eingeritzten Ornamenten verziert sind. Der Ton ist bei einzelnen Gefäßen außerordentlich gut geschlämmt und ebenso gut gebrannt wie bei unseren modernen Gefäßen. Ihr Alter dürfte etwa 3000 Jahre betragen. Neuerdings hat Pastor Müller in Wendistadt wieder einige, zum Teil sehr gut erhaltene Urnen, auf dem Grundstück des Freistellenbesizers Logsch in Schwirtschen gefunden.

Einweihungen

Die Einweihung der Pauluskirche. Als Tag der Einweihung des nahe dem Striegauer Plaz in Breslau belegenen Gotteshauses, das fortan den religiösen Brennpunkt für die Glieder der von St. Barbara abgezweigten Paulusgemeinde bilden soll, hatte man den historischen 17. März ausersehen. Das Fest war vor vielen seiner Art dadurch ausgezeichnet, daß Kaiser Wilhelm, der schon während des Baues mehrfach sein Interesse an den Tag gelegt hatte, sich nun auch bei der feierlichen Uebergabe der Kirche an die Gemeinde durch den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen vertreten ließ.

Die Festlichkeit begann mit einer Abschiedsfeier in der Barbarakirche. Vor der Pforte der Kirche erwarteten die Breslauer Geistlichkeit, Generalsuperintendent D. Nottebohm, Kircheninspektor Propst Dede, Oberregierungsrat Dittmar und Polizeipräsident von Oppen den Prinzen, der sich nach erfolgtem Empfang mit seinem Adjutanten und dem früheren kommandierenden General des 6. Armeekorps, General z. D. von Woyrsch, und der gesamten Geistlichkeit in das Gotteshaus begab. Die mit Gesang begonnene und beendigte Feier war auf den Trauertönen des Abschiednehmens gestimmt. Pastor prim. Bederke dankte zunächst für die allseits bei Gründung der neuen Kirche bewiesene Opferwilligkeit, Pastor Heinz wünschte der neuen Tochtergemeinde von St. Barbara Gottes reichsten Segen, und Pastor Fiebig von der Paulusgemeinde sprach die eigentlichen Worte des Abschieds. In feierlichem Zuge begaben sich nunmehr die Teilnehmer, Gemeindeglieder, Fahndeputationen der zugehörigen Vereine, die Jugendvereine, die Geistlichkeit, hinter der Prinz Friedrich Wilhelm an der Spitze der Vertreter sämtlicher Militär-, Staats- und Stadtbehörden schritt, über den Königsplatz und die festlich geschmückte Friedrich Wilhelmstraße entlang nach dem neuen Gotteshause. Der Weibeatt selbst begann mit einem von Kircheninspektor Propst D. Dede gegebenen Hinweis auf die Schwierigkeiten und Mühen, unter denen der imposante Bau endlich zustande gekommen sei. An ihn schloß sich die Ueberreichung einer von unserer Kaiserin geschenkten, mit ihrer eigenhändigen Widmung versehenen Prachtbibel durch Generalsuperintendent D. Nottebohm. Auf die von Pastor Hellmann gehaltene Liturgie folgte die von Pastor Bederke geiprochene eigentliche Festrede. A.

Bauten

Aufhöhen eines Wasserturms auf Bahnhof Kandrzin. Bei Bahnhofserweiterungen genügt vielfach die Höhenlage der Hochbehälter vorhandener Wassertürme nicht mehr, um das Wasserleitungsnetz unter den nötigen

Druck zu setzen, so daß an entfernter gelegenen Stellen die aus Rücksicht auf das schnelle Wassernehmen der Lokomotiven zu fordernde Ausflußmenge nicht erreicht werden kann. Auf Bahnhof Kandrzin wurde, um diesem Uebelstande abzuhelfen, ein interessanter Umbau vorgenommen: ein eiserner Ingebehälter von 300 Kubikmeter Inhalt zusammen mit seiner Umarmelung und dem Dach einschließlich des Monierputzes im Gesamtgewicht von 50000 Kilogramm wurde um 9 Meter gehoben. Hierzu



Das neue Krankenhaus in Zobten a. B.

wurden sechs Druckwasserwinden verwendet, welche sich auf das Mauerwerk des Turmes stützen und in Stufen von 0,9 Meter arbeiteten. Nach dem Heben um eine Stufe wurde das Mauerwerk in schnellbindendem Mörtel hochgeführt, und dann wurden die Winden unter Einfügung eines genügend großen hölzernen Druckstückes nach kurzem Abbinden wieder aufgesetzt. Trotz der für das Abbinden nötigen Pausen dauerte die Arbeit nur 1 1/2 Monate. Der Turm war ursprünglich nach der in Preußen üblichen Bauart ausgeführt. Er hat nunmehr auf dem alten 9 Meter hohen tonischen Mauerwerk einen zylindrischen 9 Meter hohen Aufsatz erhalten.

Knappschäftsazarett in Knurów. Der Industrieort Knurów hat in dem kürzlich fertiggestellten Bau eines Knappschäftsazarettes eine neue Zierde erhalten. Der Entwurf stammt von Knappschäfts-Baurat Spüller in Tarnowitz. Das Lazarett ist für 200 Kranke eingerichtet. Zu ihm gehören ein Verwaltungs- und ein Doktorwohnhaus, eine Begräbniskapelle, ein Kesselhaus, ein Förtnerhaus, eine Dampfwasch- und eine Dampfkochküche. In der Badeanstalt sind elektrische und Kohlen säurebäder, Dusch- und Wannenbäder vorhanden. Ein Licht- und Luftbad soll im kommenden Sommer errichtet werden.

Krankenhaus in Zobten a. B. Seit dem 30. Oktober vergangenen Jahres besitzt die Stadt Zobten ein mit allen Errungenchaften der Neuzeit ausgestattetes Krankenhaus, das außer lichten und lustigen Krankenzimmern, Badezimmern und einem großen Operationsaal, auch Wohn- und Schlafräume für die dem Mutterhause der Frauen Schwestern entstammenden Pflegerinnen enthält, und dessen Bedeutung für das Wohl der Allgemeinheit umso größer ist, als es das einzige seiner Art innerhalb eines Umkreises von 25 Kilometern ist. Die Aufführung und Ausstattung des Baues war zum großen Teile nur unter Zuhilfenahme der öffentlichen Mildtätigkeit möglich. Unter den eingegangenen Spenden steht die des 1896 verstorbenen Rittergutsbesizers von Korn auf Ruhnow — mit einem Betrage von 10000 Mark — obenan. Die Vollendung des Werkes ließ geraume Zeit auf sich warten. Schon 1880 hatte der damalige Bürgermeister Zähne die erste Anregung zum Bau eines neuen Krankenhauses gegeben, ohne Unterstützung zu finden. Erst 1892 gelang es dem damaligen Stadtverordneten-Vorsteher

Dr. Seidel, die Angelegenheit in Fluß zu bringen und einen Beschluß der Stadtväter zu erwirken, demzufolge die Errichtung des Krankenhauses als eines Erinnerungszeichens für das 500 jährige Bestehen Jotbens als Stadt in Aussicht genommen wurde. 1893 bildete sich ein Baukomitee, und am 26. Juni 1899, dem 2. Tage des genannten Jubiläums, wurde der Grundstein zu dem Gebäude gelegt. Stadtbaurat Schramm in Schweidnitz lieferte den Entwurf; eine sich später notwendig erweisende Abänderung desselben, soweit es die Fassaden anlangte, bewirkte Bau führer Klein. Die Bauausführung lag in den Händen des Maurermeisters Echote in Zobten. A.

Jubiläen

Ein Jubiläum der Breslau-Freiburger Eisenbahn. Die Linie Freiburg-Waldenburg bestand am 1. März 60 Jahre. Am 1. März 1853 wurde die Bahn von Freiburg bis Waldenburg um 17 Kilometer verlängert, so daß die Strecke von Breslau bis Waldenburg 74 Kilometer lang wurde. B. H.

Literarisches

Zur Literatur der Freiheitskriege. Die Jahrhundertfeier der Freiheitskriege gibt auch dem Büchermarkt zur Zeit ihr Gepräge, und eine Ueberfülle populärer Darstellungen bemüht sich, die Erinnerung an die große Zeit neu zu beleben. Ist nun freilich der größte Teil dieser Literatur nur für den Tag geboren, so hat uns doch das Jubiläumsjahr auch eine Reihe Veröffentlichungen von dauerndem wissenschaftlichen und literarischen Interesse beschert, unter denen zwei Publikationen des Vereins für Geschichte Schlesiens einen hervorragenden Platz einnehmen.

Zwei verschiedene Lebenskreise sind es, in die die beiden Arbeiten einführen. H. v. Gaffron ist ein Mitglied des schlesischen Landadels, von dessen Leben um den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts er in seinen Erinnerungen — sie sind erst 1862 niedergeschrieben — eine anschauliche Darstellung gibt. Der kaum Sechzehnjährige tritt im Frühjahr 1813 unter die Fahnen und nimmt mit den schlesischen Kürassieren, den heutigen Leibkürassieren, an allen Kämpfen und Strapazen teil. Die Worte, mit denen er die Erzählung seiner Kriegserlebnisse schließt, mögen hier angeführt werden, weil sie die Stimmung und die Wirkung vortrefflich ausdrücken, die gerade die besten der jugendlichen Freiheitskämpfer aus dem Kriege für die Zeit ihres Lebens davongetragen haben: „So schließe ich denn die Erzählung meiner Erlebnisse in der großen Zeit von 1813 und 1814 mit einem Gefühl des höchsten Dankes gegen Gott, daß er meine Jugend in diese Zeit fallen ließ. Sie hat mich gestärkt physisch und geistig und mich frühzeitig zum Manne gemacht. Sie hat mir einen Halt für das Leben



phot. Otto Reiche in Tarnowitz

Die Kreis-Ziegenfarm in Tarnowitz

gegeben. Wer so früh das jugendliche Leben einsetzt und den größten Gefahren die Stirn bietet, ist gestählt auch für andere Kämpfe, die auch mir das spätere Leben aufbewahrt hat.“ Die zusammenhängenden Aufzeichnungen Gaffrons schließen mit dem Jahre 1815, und über sein späteres Leben erfahren wir, daß er als Landesältester, Mitglied des Provinziallandtages und Direktor des königlichen Kreditinstituts für Schlesien sich vielfach im Dienste des öffentlichen Interesses betätigt hat.

In die Kreise des erwerbtätigen und gebildeten Bürgertums führt die zweite Veröffentlichung des Vereins, die die Kriegsbriefe des Leutnants Wilhelm Alberti enthält. Einer Waldenburger Fabrikantenfamilie angehörig, die sich um die Förderung der schlesischen Leinenindustrie die größten Verdienste erworben hat und durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu Männern wie Steffens, Raumer, Tied auch auf die Pflege geistiger Güter hingewiesen worden war, trat Alberti, der kurz zuvor noch auf der Schulbank des Hirschberger Gymnasiums gesessen hatte, gleich zu Beginn des Krieges in die Reihen der Kämpfer ein. Wir hören, wie er bei Groß-Görschen die Feuertaufe erhielt und weiterhin an den Ereignissen des großen Krieges tapfer Anteil nahm. Wie aber bei allen großen Eindrücken des Augenblicks zugleich doch Humor und starker Familiensinn in seinen Briefen zum Ausdruck kommt, das gibt ihnen besonderen Reiz. Der Sommer 1814 führte ihn auf eine Geschäftsreise nach Holland und Belgien, das Jahr darauf sah ihn bei Belle-Alliance fechten, wo er schwer verwundet wurde. Im Jahre 1817 nahm er seinen Abschied, um nunmehr für immer „das Schwert mit der Spindel zu vertauschen“, und in einem reich gesegneten Leben hat er bis in sein hohes Alter hinein im Familienkreise und im Dienste des Gemeinwohls wirken können. „Es ist der warme, märchenhafte Schimmer jungen Heldentums und des Selbstopfers für eine gute Sache, der auch den Alt gewordenen verklärte“ — mit diesen schönen Worten hat ein Angehöriger der Familie das Bild des Greises gezeichnet, dessen Jugendbriefe uns in den Publikationen des Vereins*) geboten werden. Dr. Löwe

Gartenbau

Zum ober-schlesischen Gartenbau. Der Etat der Stadt Oppeln für 1913 sieht für die Verwaltung des städtischen

*) Denkwürdigkeiten des Freiherren Hermann von Gaffron-Ruinern. Bearbeitet von Fr. Andrae. Breslau, Hirt 1913. — Kriegsbriefe des Leutnants Wilhelm Alberti aus den Befreiungskriegen. Bearbeitet von R. Bieger, Breslau, Hirt, 1913.

Gartenbaues 32 000 Mark vor. Noch vor wenigen Jahren waren hier für gärtnerische Zwecke nur 6800 Mark angelegt. Im Jahre 1910 waren an Grünanlagen nur rund 18 Hektar vorhanden, heute sind es 74 Hektar, d. h. auf den Kopf der Bevölkerung 20 Quadratmeter. Das zu erreichen, kostete die Stadt große finanzielle Opfer. Allein für den Erwerb und die Anlage des Volkvolksparks wurde eine Anleihe von 150 000 Mark aufgenommen.

Landwirtschaft

Die Kreis-Ziegenfarm in Tarnowitz. Durch den Jahrhunderte alten Eisenerzbergbau im Kreise Tarnowitz sind der dortigen Landwirtschaft gewaltige Bodenflächen entzogen worden, indem einesteils große unterminierte Strecken zu Bruche gingen, andernteils infolge der Anhäufung minderwertiger Erze und Schlacken ausgedehnte „Halben“ entstanden sind. Seit geraumer Zeit hat man diese ödliegenden Flächen wenigstens einigermaßen auszubenten gesucht, indem man sie als Weideland für Ziegen benützte, die vom zeitigen Frühjahr bis in den späten Herbst, meist nur von Kindern gehütet, hier grasen. Bekanntlich ist die Ziege sehr anspruchslos. Sie begnügt sich mit dem auf solchen Bruchfeldern, die vielfach von Wasserlöchern und Halben durchsetzt sind, entstandenen Weideland, auf dem viel Ankraut wächst und hauptsächlich viel Husflattich zu finden ist. Die Ziegen kann man hier sehr zahlreich sehen, da fast jeder kleine Landwirt und Grubenarbeiter diese Tiere in größerer oder kleinerer Zahl hält. Der frühere Landrat des Kreises Tarnowitz, der jetzige Regierungspräsident von Schwerin in Oppeln, hat die Bedeutung der Ziegenhaltung für den kleinen Mann dieser Gegend seiner Zeit richtig erkannt und daher eine Ziegenfarm geschaffen, die auf Kosten des Kreises die hornlose Langensalzaer Rasse bisher rein gezüchtet und die Verbesserung der Ziegenzucht angestrebt hat, um eine möglichst große Milchproduktion durch edle Tiere zu erzielen. Auf dieser Farm werden nicht nur Milchziegen für den Verkauf gezogen, sondern auch die geförten Böcke überwintert und gepflegt, die dann im zeitigen Frühjahr wieder auf die verschiedenen Stationen des Kreises verteilt werden. O. R.

Zur Provinzialgeschichte

Der Schwarze Christoph (13. April 1513). Einer der gefürchtetsten schlesischen Raubritter aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts war der Schwarze Christoph, so genannt wegen seiner schwarzen Haare. Er gehörte

dem Geschlechte derer von Reijewitz an und hatte unweit des Grödigberges, in Allzenau, Krs. Goldberg, seinen Ritteritz. Vielfach begegnet man der Ansicht, daß er aus dem Geschlechte derer von Jedliß stamme. Das hat wohl aber seinen Grund darin, daß der berühmte Räuber oft bei der Herrschaft von Jedliß Unterkunft und Unterstützung gefunden hat. Wann der Böfewicht sein Leben lassen mußte, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Während ihn nach einem Liegniker Stadtbuche Herzog Friedrich II. von Liegnitz 1512 hatte „henken“ lassen, soll er nach einer anderen Mitteilung am 13. April 1513 zu Liegnitz enthauptet worden sein. Dem Räuber diente der Stadt Goldberg gehörige Hainwald sehr oft als Aufenthaltsort. Hier überfiel er im Jahre 1506, am Montag nach Lätare, Löwenberger Kaufleute, welche vom Breslauer Markte zurückkehrten, und nahm ihnen 1400 Gulden. Der Ueberfall geschah in der Nähe des Kretschams im Walde, und drei Löwenberger Bürger, George von Jedliß, Herr von Braunau, Bürgermeister Tschörtner und Thomas Hans, wurden dabei erschlagen.

Große Achtung hatte der Straßräuber vor Gelehrten. Er verschonte sie fast immer; jedoch mußten sie sich ihm als solche erst ausweisen, indem sie eine Feder schnitten oder eine Zeile schrieben. Im Jahre 1500 beraubte Christoph die Reisser, und bald darauf lauerte er einer Krämerin von Kosten auf und nahm ihr Leinwand, Gewürze, Bücher und Mönchskleider weg. Als der Fürst von

Meißen einen Transport Ochsen nach Schlesien sandte, plünderte Christoph den Zug. In der Mechler Heide bei Hundeloch überfiel er einen Laubaner Fleischer. Auch Nürnberger Kaufleute, welche nach Breslau zum Markte zogen, fielen in seine Hände, und 1509 beraubte er unweit Goldbergs den Kaufmann Uthmann. Vielfach verstümmelte der Schändliche seine Opfer. Im Jahre 1508 hatte man seine Spur gefunden, als er sich mit anderen Reitern bei Carolath über die Oder setzen ließ; allein zur Gefangennahme kam es nicht. Andererseits stellte man sogar denjenigen nach, die dem Schwarzen Christoph nicht wohl wollten. So berieten 1500 mehrere Edelleute, wie sie den Grafen von Glas, der den Räuber unschädlich machen wollte, bei Hundsfeld gefangen nehmen könnten.

Oft entließ Christoph die gefangenen Kaufleute erst, wenn sie ein hohes Lösegeld gezahlt hatten, oder bestellte Leute an einen bestimmten Ort, wo sie eine auferlegte Summe niederlegen mußten. So erzählt Thebesius: „Den 10. November 1506 nahm der Schwarze Christoph den Stadtschreiber zu Breslau, Gregor Mohrenberger, und mit demselben einige Edelleute gefangen und ließ sich von ihnen angeloben, daß sie gegen Weihnachten auf dem Tschekzenberge in der Liegniker Stadtheide sich stellen und die ihnen auferlegte Summe überbringen sollten. Mohrenberger machte sich auch an dem bestimmten Tage mit den Edelleuten und dem Gelde auf, aber der Herzog Karl von Münsterberg, der sich auch nicht

entblödete, das ehrlose Handwerk eines Wegelagerers zu treiben, fing sie den 19. Dezember unterwegs auf, nahm ihnen das Geld, setzte sie auf des Kaisers Burg gefangen und entließ sie erst am 7. Januar 1507.“

Sanz besonders beunruhigte der Schwarze Christoph die Goldberger. Im Verein mit den Löwenberger Bürgern faßten sie daher den Plan, den Friedensstörer gefangen zu nehmen. Der Räuber feierte mit seinen Spießgefehen ein fröhliches Fest, und bei dieser Gelegenheit drangen die Bürger ins Schloß. Es entstand ein blutiges Gefecht, bei dem Christoph in die Hände seiner Feinde geriet. Im Jubel brachte man ihn nach Liegnitz; aber sein Prozeß zog sich in die Länge, weil der Böfewicht ein Vasall des Herzogs von Liegnitz war. Erst nachdem der Fürst die Bosheit des Ritters erkannt hatte, sprach er das Todesurteil über ihn aus. Als er zur Richtstätte geführt wurde, sagte er: „Ich habe zu viel getraut; hätte ich daran gedacht, was David im Psalter sagt: Verlaßt euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, die können nicht helfen,

so stünden meine Sachen besser; ich hätte eines andern versehen.“ Er wurde in einem weißen Hemd in Gesellschaft eines mitgefangenen Knechts gehängt. Art

Volkskunde

Der Jürgentag im Fzgergebirge. Der Georgen- oder Jürgentag ist der 23. April. Er führt seinen Namen zu Ehren des hl. Georg, eines Ritters, der, wie die Kirchenlegende berichtet, im Jahre 303 nach Christi unter dem römischen Kaiser Diokletian den Martyrertod erlitt.

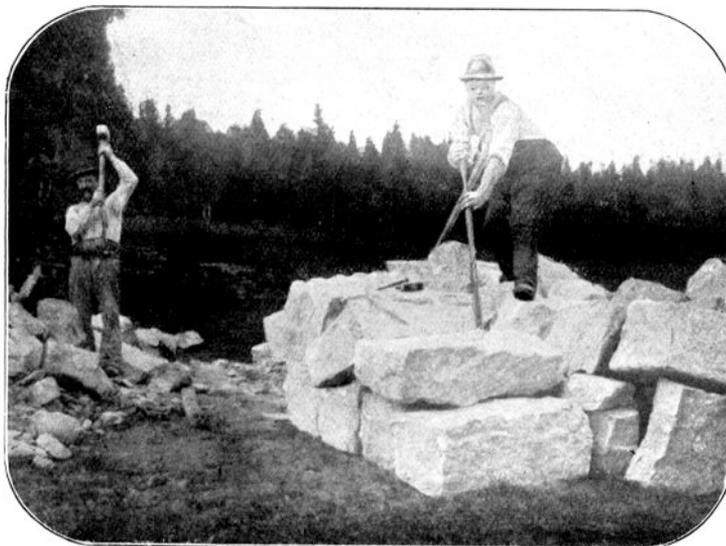
Auch bei der evangelischen Bevölkerung des Fzgergebirges hat dieser Tag, der doch der katholischen Lehre sein eigentliches Ansehen verdankt, eine nicht geringe Bedeutung behalten. Besonders im Aberglauben gilt er hier als ein Zeitpunkt von bestimmender Art.

In vielen Familien des Fzgergebirges fällt zwischen Michaelis und Jürgentag, also an den kurzen Tagen des Jahres, die Nachmittagsvesper aus. Dem entsprechend heißt es:

Jürgatag bringt a Vasp'rjak;

Michael trät a wied'r heem.

Dem Abergläubigen ist der Jürgentag der Zeitabschnitt, in dem „das Gift aus der Erde herauskommt“, d. h., der die schädlichen Witterungsstoffe des Bodens endgültig ausscheidet und zerstört. Deshalb geht man vielfach erst vom nachfolgenden Tage an barfuß. Im Hinblick auf die Weidetiere sagt man: Jürga sin m'r d' Kräh ei d' Weed schürcha (hinaustreiben). In früheren Jahren suchten manche Landwirte des Fzgergebirges die Feldmäuse leichter zu vernichten, indem sie am Jürgentage Petroleum in die Mäuselöcher gossen. Ist der Jürgentag heiß, so meint man, es werde in dem Jahre viele Kreuzottern geben. Ist er düster und regnerisch, so befürchtet man eine niederschlagreiche, nasse Erntezeit. Gewitter vor dem Jürgentage gelten als Anzeichen vieler Gewitter, aber auch als Vorboten eines gut entwickelten, kornreichen Getreides. Kommt ein strenges Gewitter



phot. Pflug in Berlin

Zur Abfuhr fertige Bausteine bei Oberschreiberbau i. R.

vor dem Jürgentage, so rechnet man auf lauter starke, heftige Gewitter während der kommenden Sommerszeit. Auch sagt man, so viel Tage vor dem Jürgentage die Frösche quaken oder ein Donner zu hören sei, so viel Tage hindurch dauere nachher das trübe, niederschlagreiche Wetter an. Manche Leute öffnen in der Abendstunde des Jürgentages alle Fenster ihrer Wohnung in dem Glauben, daß dadurch die Fliegenbrut in dem Zimmer vernichtet werde.

Wilhelm Müller

Aus der Sammelmappe

Auf der Suche nach Baumaterialien im Riesengebirge.

„Das Bauen“, sagt man, „wird immer teurer“. Denn nicht nur die Arbeitslöhne steigen ins Ungemessene, sondern auch die Baumaterialien werden in manchen Gegenden seltener und müssen oft weit hergeholt werden. Wie vorteilhaft kann da der Bauen, der nicht nur den Baugrund selbst hat, sondern der auf diesem Baugrund auch noch vielfach Baumaterialien findet. In dieser glücklichen Lage sind oft die Bewohner der Gebirgsgegenden, wo sich Holz, Steine und Bauand in nächster Nähe befinden. Das Bauen nach moderner Art ist dort wegen der kostspieligen Heranschaffung der gebrannten Ziegelsteine sehr teuer. Man sucht sich daher mit den in der Nähe vorhandenen Granitsteinen zu behelfen. Soweit diese zu Tage lagen, sind sie meist schon verwandt, und hier und da muß man sich schon anschicken, nach den schätzbaren Steinen zu suchen. Zu dem Zwecke geht man in die Tiefe. Von den Böschungen an den Wegen aus schachtet man weiter hinein. Man findet da nicht allein gute, feste Steine in Schichten oder einzelne Blöcke, sondern auch den schätzbaren Bauand, der sich aus verwittertem, weichem Granit abgelagert hat. Solche Baumaterialien gruben findet man sehr häufig an den Wegen im Riesengebirge. In den Gruben gewinnt man meist gleichzeitig Eisensteine, die ein vorzügliches Material zum Bauen der Wege geben, Granitsteine zu Mauern und Einfriedigungen und endlich den Bauand.

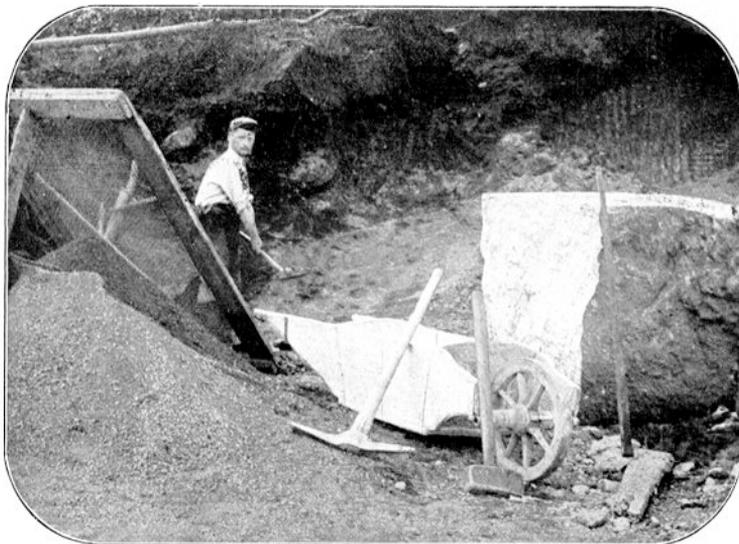
Eine dieser Fundgruben befindet sich in Oberschreiberbau am Fuße des Hochsteins; die Schachtstelle liegt auf dem Wege nach Flinsberg, gleich hinter dem Gasthause „Deutscher Kaiser“. Es ist dies eine Lebenswürdigkeit von Schreiberbau, die kein Kurgast zu besuchen unterlassen sollte. Die Grube gestattet einen interessanten Blick auf die dort herrschende Formation. Einen zweiten wichtigen Fundort bildet der alte Steinbruch gleich hinter dem Gasthause „Zum Waldschlößchen“. Dort treten so gewaltige Blöcke an den Tag, daß mehrere Steinmehnen an einem einzigen Block einen ganzen Sommer arbeiten, um daraus behauene Steine zu fertigen. Das eine unserer Bilder (S. 374) zeigt uns zwei Steinmehnen, die aus einem zutage liegenden Steinblocke all die vielen Bausteine hergerichtet haben, die der eine mit dem Brecheisen zurecht legt. Das andere Bild (S. 375) zeigt uns

eine kleinere am Wege eingebaute Grube mit einem bloßgelegten Steinblock und einem Arbeiter, der mit dem Reinigen des Bauandes mittels eines Drahtsiebes beschäftigt ist. Zugleich werden die schweren Arbeitszeuge: ein Brecheisen, ein eiserner Hammer und die Spitzhaken veranschaulicht. Mit den auf solche Weise gewonnenen Baumaterialien werden im Riesengebirge fast alle Bauten wenigstens im Erdgeschoß aufgeführt. Der Bauand gibt, mit Kalk und Zement vermischt, einen guten Mörtel.

Dr. Pflug

Musik

Rückblick auf die Musiksaison 1913. Der Verlauf des in Breslau abgehaltenen deutschen Bachfestes hat eine ganze Reihe urteilsfähiger Musiker zu Lobeserhebungen über die Leistungsfähigkeit des Orchestervereins und der Singakademie in Breslau veranlaßt. Und wenn auch die Konzerte des normalen Saisonbetriebes naturgemäß nicht solch monatelang vorbereitete Höchstleistungen bringen können, so machen sich die wohltätigen Folgen der intensiven Arbeit doch noch lange bemerkbar. Die Kapelle des Orchestervereins hat sich unter Dohrens Leitung zu einem ausgezeichneten disziplinierten Klangkörper entwickelt, und jedes Konzert der Saison bot dafür Beweise. Lange wird den Teilnehmern des Jubiläumskonzerts — der Orchesterverein besteht jetzt 50 Jahre — die vorzügliche Wiedergabe der 9. Sinfonie von Beethoven in Erinnerung bleiben. Ein so verwöhnter Dirigent wie Felix Weingartner er-



phot. Pflug in Berlin

Sieben des aufgefundenen Bauandes bei Oberschreiberbau i. R.

klärte, daß es ihm Vergnügen bereitet habe, ein so gut eingespieltes Orchester zu dirigieren. Nach einer Verständigungsprobe von 1½ Stunden interpretierte er die 5. Leonorenouvertüre, das G-noll-Klavierenkonzert und die Eroica von Beethoven mit großem Erfolge. Seinem Ruhm geschieht kein Abbruch, wenn wir einen guten Teil der machtvollen Wirkung des Abends dem Orchester zuschreiben. Auch Siegfried Wagner, dessen Dirigentenfähigkeiten weit bedeutender sind als sein schöpferisches Talent, fand in der Kapelle einen jeder Situation gewachsenen Apparat.

In Ermangelung geeigneter Novitäten hielt sich die Singakademie an die klassischen Oratorien „Joseph in Ägypten“ von Händel und „Die Schöpfung“ von Haydn. Ueber die Sinnwidrigkeit, das Haydn'sche Frühlingserntewerk am Gründonnerstag aufzuführen, ist schon viel geredet worden. Aber die Tradition ist hier stärker als die Logik. Mit diesem Faktum rechnet vor allem der Kassierer der Singakademie, und da müssen sich die musikalischen Leiter beugen. Für die Jahrhundertfeier bereitet Dohrn die 8. Sinfonie (Die Sinfonie der Tausend) von Mahler vor.

Die Sehnsucht der Breslauer Musikfreunde nach Neubeiten ist nicht eben groß. Deshalb finden sogenannte Komponistenabende nur wenig Entgegenkommen. Der Kantor der Elftausendjungfrauenkirche, Otto Burkert, hegt eine heiße Liebe für die jüngsten österreichischen

Komponisten, besonders für Mojsisowicz, Weigl, Tomaszek und Marx. Um eine kräftige Propaganda in die Wege zu leiten, veranstaltete er einen „Jungösterreichischen Komponistenabend“, dessen Erfolg jedoch sehr problematisch war. Die Lieder von Marx besitzen eignes Gepräge, Mojsisowicz ist ein starkes Talent, Weigl ein Talentchen und Tomaszek ein passabler Geiger und wahrscheinlich ein sehr tüchtiger Postbeamter. Seltzjames, sehr Seltzjames bot der Schönbergabend. Klassisch gefundene Musiker bekreuzigen sich, wenn sie von dem verwegenen aller Neutönen hören. Und doch muß der Unbefangene vor der musikalisch und ästhetisch verteidigungswerten Kunst Schönbergs Achtung empfinden.

Die Chortonzerzerte berücksichtigten durchweg die Erinnerung an die Volkserhebung vor hundert Jahren. Was dabei an neuen aktuellen Kompositionen zutage gebracht wurde, war Durchschnittsware. Es fehlt ihnen vor allem der fortwährende Zug des unmittelbar Empfundnen, wie es z. B. Webers Liedern eigen ist. Eine Erhebung reinster Art — in künstlerischem Sinne — brachte der Klavierabend von d'Albert. Neben ihm verblakten selbst die immerhin bemerkenswerten Namen Spiwatowski, Goldschmidt, Noth und Keitel. Von internationalen Größen besuchten uns Wüllner, Sadowsky, Cateno, Roenen. R. Wille

Persönliches

Mit dem am 19. Februar im 76. Lebensjahre verstorbenen Breslauer Bäckerobermeister **Hermann Krussog** hat das schlesische Handwerk eine seiner eigenartigsten Persönlichkeiten verloren. Er war der Sohn eines Lehrers im Delfer Kreise. 1865 eröffnete er in Breslau auf der Schmiedebrücke eine Bäckerei, die er später nach der Sandstraße verlegte. Seine klaren Ansichten über die handwerklichen Verhältnisse verschafften ihm großes Ansehen. 1888 wurde er Obermeister der Breslauer Bäckerringung und zugleich Vorsitzender des Zweigverbandes Schlesiens vom Zentralverbande Deutscher Bäckerringungen „Germania“, und diese Ämter bekleidete er bis an sein Lebensende. Von 1887 bis Ende 1910 gehörte er der Stadtverordnetenversammlung an. Ferner war er Mitglied der Handwerkskammer. Unter seiner Leitung wurde die Breslauer Bäckerringung in eine Zwangsinnung umgewandelt. Seinem zielbewußten Vorgehen war auch zum großen Teil das Zustandekommen der beiden Bäckereiausstellungen 1896 und 1900 zuzuschreiben.

Am 25. Februar vollendete eine der größten Wohltäterinnen Schlesiens, Fräulein **Marie von Kramsta** auf Mühlbau, ihr 70. Lebensjahr. Sie hat sich durch Errichtung von gefunden Arbeiterwohnungen, Schulhäusern, Diakonissenstationen, Altenhäusern, Kinderheimen und sonstigen Wohlfahrtseinrichtungen hervorragende Verdienste um die Wohlfahrt unserer Heimat erworben. Besonders hat sie sich verdient gemacht durch die Erbauung der prächtigen evangelischen Kirche in Puschkau und die Gründung des gleichnamigen Kirchspiels, das sie mit einer ausreichenden Landdotations ausgestattet hat. Ihre Vaterstadt Freiburg verdankt ihr das für die Diakonie errichtete Marienhaus, das für junge Fabrikarbeiterinnen bestimmte Mädchenheim, das erste seiner Art in Schlesien, und das neue Bürgerhospital. Ebenso hat sie sich in Striegau durch mancherlei Stiftungen und soziale Einrichtungen ein bleibendes Andenken geschaffen. Das Elend der arbeitsunfähigen alten und kranken Lehrerinnen lag ihr namentlich am Herzen. Daher ist eine unter Verwaltung des Landeshauptmanns von Schlesien stehende Stiftung von ihr mit bedeutenden Mitteln ins Leben gerufen worden, aus der bedürftige schlesische Lehrerinnen laufende oder einmalige Unterstützungen erhalten. Sie hat ferner dem evangelischen Gemeindefürsorge zu Striegau eine Stiftung zur Unterstützung von Seminaristen und der Universität in Breslau eine noch größere für Studierende der Theologie übergeben. Von den

zahlreichen anderen Wohlfahrtseinrichtungen seien genannt: das dem Frankensteiner Diakonissenmutterhaus unterstellte Hedwigsstift, ein in dem reizvollen Warthatal bei Giersdorf gelegenes Erholungsheim für Diakonissinnen und Lehrerinnen, die demselben Mutterhaus übergebene Graevestiftung zur Beschaffung von gesunden und billigen Arbeiterwohnungen, der „Gottesgruß“ in Seifersbau und das zum Andenken an ihre Freundin und Mitarbeiterin, Fräulein Emma Pottthoff, in Ketschdorf errichtete „Emma-Stift“, beides Heime für Kleinkinderschule und Sieche, das neue Diakonissenmutterhaus in Kreuzburg, das damit verbundene Zufluchtsheim für nervenranke Frauen, und endlich das große, nach allen Anforderungen der Hygiene ausgestattete Krankenhaus in Schreiberhau.

Kleine Chronik

März

12. Die Seyferth'sche Ofenfabrik in Bernstadt wird ein Raub der Flammen.

16. Das Kommando des Kreuzers „Breslau“ übersendet aus Vera dem Magistrat unserer Provinzialhauptstadt telegraphisch seine Glückwünsche zur Jahrhundertfeier.

17. Auf Veranlassung des Eulengebirgsvereins Langenbielau werden auf den meisten Eulbergen Freudenfeuer angezündet.

17. Die Ohlauer Turner feiern das Gedächtnis des 17. März durch einen Fackelzug und ein Freudenfeuer auf dem Goyer Berg. Mehr als 1000 Mitglieder des Turngaues Breslau veranstalteten einen imposanten Fackelzug nach dem Denkmal Friedrich Wilhelms III. auf dem Breslauer Ringe.

18. Ein großes Schadenfeuer vernichtet in Jankowitz, Krs. Pleß, in der Nacht zum 18. fünf Familienhäuser und vier Scheunen.

18. Sieben Bergleute der Myslowitzgrube werden durch Entzündung explosibler Gase schwer verletzt.

18. Die Schlesische Provinzialtreasure feiert im Savoy-Hotel in Breslau die 100. Wiederkehr des Tages, an welchem Mitglieder derselben Vereinigung zu Ehren Friedrich Wilhelms III. und des Kaisers von Rußland im Kornischen Hause auf der Schweidnitzerstraße ein Fest veranstalteten.

23. Drei Mitglieder des tschechischen Schilubs aus Prag verunglücken bei einem 50 Kilometer-Wettlauf auf dem Niesenkamme in der Nähe der Goldhöhe.

26. Eine Abteilung Studierender der Technischen Staatslehranstalten in Hamburg trifft in Breslau ein und beschäftigt an den folgenden Tagen Zabrze, Zaborze, Morgenroth und die Talsperre bei Mauer.

Die Toten

März

10. Herr Hauptmann a. D. Franz Opitz, 74 J., Glas. Herr früh. Oberorganist Paul Hiller, 82 J., Breslau.

11. Herr Kgl. Major z. D. Karl Freiherr Raik von Frenk, 48 J., Nacla.

12. Herr Kgl. Major z. D. Albert von Koenig, Roschowitz.

Herr Kgl. Generalmajor z. D. Konrad von Benedendorf und von Hindenburg, Breslau. Herr Bankier Ludwig Delbrück, Lipine.

14. Herr Dr. Otto Faber, Ratibor.

21. Herr Kgl. Major a. D. Erdmann von Donat, 92 J., Breslau.

26. Herr Ratssekretär a. D. Heinrich Hartmann, 73 J., Breslau.

Herr Gruben-Repräsentant Julius Sprotte, 70 J., Hermsdorf, Bezirk Breslau.

27. Herr Oekonomierat Paul Ziegert, 71 J., Breslau.



Die reiche Braut

Roman von U. Oskar Klaußmann

(15. Fortsetzung)

Karl wollte stets über Sonntag die Eltern besuchen, da er nur eine Eisenbahnfahrt von einer halben Stunde zu machen hatte. Natürlich wollte er auch Helene gern wiedersehen.

Helene hatte dem alten Siegner gesagt, sie hielt es für richtig, wenn Karl um sie erst dann offiziell anhielte, wenn sie mit ihrer Mutter von der Sommerreise zurückgekehrt sein werde. Die Mutter würde sich sowieso nicht besonders freundlich zu der Verlobung stellen, weil diese ohne ihr Zutun und hinter ihrem Rücken zustande gekommen sei. Während der Reisezeit wollte Helene ihre Mutter allmählich auf das Geschehene vorbereiten, damit die stolze Frau durch die Werbung Karls nicht gar zu sehr überrascht würde.

Siegner war mit dem Plane einverstanden. Eine Heirat konnte ja doch erst stattfinden, wenn Karl Assessor war.

Kornke saß in seiner Kanzlei und nahm mechanisch ein Zeitungsblatt in die Hand. Seine Augen fielen auf ein großes Inserat, das er zuerst ganz absichtslos las, das aber plötzlich seine Aufmerksamkeit erregte. Er las immer und immer wieder den Inhalt, und die Zigarre ging ihm sogar dabei aus. Er holte ein Kursbuch herbei und begann eifrig nachzuschlagen. Er verglich verschiedene Fahrpläne, rechnete auf einem Blatt Papier, schritt im Zimmer auf und ab und schien endlich zu einem festen Entschlusse gekommen zu sein.

Fast eine Stunde hatte er sich ungestört mit seinen Gedanken beschäftigen können, als an die Tür geklopft wurde. Einer der Assistenten kam mit der Meldung, Doktor Schatrainski sei draußen und frage an, ob ihn der Herr Oberschichtmeister sprechen wolle.

„Er ist willkommen!“ sagte Kornke, und als der Beamte sich entfernte hatte, murmelte er:

„Das ist ja wie ein Zeichen des Himmels!“

Unmittelbar darauf trat Doktor Schatrainski in seiner lauten Manier in das Zimmer und begrüßte in stürmischer und zärtlicher Weise den Freund.

„Nun, Bruderku, wie geht es Dir? Ich bin zufälligerweise auf dem Bergwerk. Da hat so ein dummer Teufel wieder einen Schuß*) zu früh losgehen lassen, und hat sich das Gesicht verbrannt, und darum haben mich

die Leute hierher zitiert. Bei dieser Gelegenheit will ich mir Verhaltensmaßregeln Deiner Frau gegenüber holen. Ich will nämlich in Deine Wohnung; denn ich habe Deiner Gemahlin versprochen, daß ich in einigen Tagen wiederkommen werde. Sie hat Dir wohl erzählt, was ich ihr betreffs Helenens sagte?“

„Ja,“ antwortete Kornke lachend, „meine Frau hat mir die Geschichte von den heimlichen Masern, an denen Helene leidet, mitgeteilt; aber weißt Du, lieber Doktor, laß diese Krankheit verschwinden. Ich wünsche sogar, daß jetzt meine Frau und Tochter schleunigst abreisen, sagen wir — ungefähr in vier, fünf Tagen. Meinetwegen nächsten Montag, aber ich habe noch eine Bitte an Dich betreffs meiner eigenen Person. Weißt Du, Bruderherz, Du kannst mir etwas verordnen!“

„Mit Vergnügen! Was willst Du haben? Ein Orhoft Ungarwein, viertelstündlich eine halbe Flasche? Das wäre so eine Medizin für Dich, nicht wahr?“ fragte Schatrainski lachend und schlug Kornke auf die Schulter, daß er fast zusammenknickte.

„Ich möchte im Gegenteil wenig trinken und etwas für meine Nerven tun. Du hast mir neulich gesagt, daß ich nicht gut aussehe, und weißt Du, lieber Doktor, ich habe das Gefühl, als müßte ich etwas für meine Nerven tun. Ich bin so riesig abgespannt und schlafe schlecht. Luftveränderung und ein wenig Ausspannen vom Dienste würden mir wohl tun.“

„Selbstverständlich, selbstverständlich! Und was willst Du denn verordnet haben, Bruderku?“

„Hier,“ entgegnete Kornke, „lies einmal das Inserat in der „Rattowitzer Zeitung“; es stammt vom Norddeutschen Lloyd in Bremen. Es wird eine vierzehn Tage dauernde Fahrt nach dem Nordkap veranstaltet. Was meinst Du, wenn ich diese Fahrt mitmache? Der Aufenthalt auf dem Schiffe und besonders auf der See würde mir, denke ich, wohl tun.“

„Natürlich, Bruderku,“ erklärte Schatrainski. „Du könntest eigentlich nichts Besseres tun.“

„Was ist das für eine Zeit!“ rief er dann mit komischer Verzweiflung. „Welch eine Zeit, in welcher die Patienten sich selbst die besten Rezepte verschreiben! Was bleibt da für uns übrig! Aber ohne Spaß, das ist das Beste, was Du tun kannst.“

„Nun, es freut mich, daß meine Idee Deinen Beifall findet, lieber Doktor; aber ich muß

*) Sprengschuß im Bergwerk.

Dir noch etwas sagen: verordne daselbe meiner Familie! Ich bin nun einmal solch ein Gewohnheitstier. Ich habe während meiner zwanzigjährigen Dienstzeit im ganzen zweimal Urlaub gehabt, und diese beiden Male war ich wegen Reisens in den Gliedern in einem Solbade. Ich habe mich aber dort nur gelangweilt, da mir meine Häuslichkeit fehlte. Ich denke, es wird sowohl meiner Frau, als auch Helene wohl tun, wenn sie diese Fahrt mitmachen.“

„Aber selbstverständlich, Bruderku,“ bestätigte Schatrainski. „Das wird alles gemacht. Ich werde Deiner Gattin sofort auseinandersetzen, daß diese Reise geradezu eine Notwendigkeit für Euch alle ist.“

„Du kannst ja durchblicken lassen, daß die Damen vorher abreisen könnten. Du bist unser Freund und kannst erzählen, wie Du das mit mir verabredet hast. Vielleicht läßt Du einschießen, daß ich eigentlich gar nicht die Nordlandfahrt machen wollte, um die Reisepläne meiner Frau nicht zu stören, wie Du mich aber mit Gewalt dazu gezwungen hast.“

Schatrainski lächelte mitleidig.

„Armer Kerl! Natürlich werde ich Dir helfen, wo ich kann. Ich will Deiner lieben Frau die Hölle so heiß machen, daß sie fest überzeugt ist, eine Mörderin zu sein, wenn sie nicht auf Deine Pläne eingeht.“

„Gut, lieber Freund,“ sagte Kornke erfreut. „Ich denke, ich schicke die Frauen erst auf einige Zeit nach Berlin, und von dort aus können sie nach Bremen kommen, um sich mit mir zu treffen, und wir treten dann die Reise gemeinsam an. Nächsten Montag können sie abreisen, verstehst Du, Schatrainski? Geh, richte die Sache nur ein.“

„Wird alles gemacht, alles gemacht. Hast Du noch einen Wunsch?“

„Ja, lieber Schatrainski, Du weißt ja, der Appetit kommt beim Essen! Wenn Du in den nächsten Tagen mit unserem Bergkat zusammenkommst, kannst Du ihm Andeutungen machen, daß ich hochgradig nervös bin und mir eine Luftveränderung sehr gut täte. Wenn ich ihn um Urlaub bitte, wird er ihn mir ja nicht abschlagen; aber es ist mir lieber, wenn er schon darauf vorbereitet ist.“

„Wird alles besorgt,“ erwiderte Doktor Schatrainski. „Ich treffe sowieso den Bergkat heute nachmittag in einer Sitzung wegen Arbeiter-Hygiene. Das ist auch so eine neue Sache. Arbeiter-Hygiene! Es soll überall festgestellt werden, wie die Wohnungsverhältnisse der Leute sind, wieviel Kubikmeter Luft jedes Wohnzimmer enthält, und wie die Schlafverhältnisse beschaffen sind. Was für Torheiten! Man gebe den Leuten gut zu essen und

bewillige ihnen angemessene Löhne; dann reguliert sich alles von selbst. Was nützen mir die Kubikmeter Luft, wenn ich nichts zu essen habe! Nun, man muß auch diesen Zauber mitmachen. Weißt du, Bruderku, wir sind alle Komödianten, der eine mehr und der andere weniger.“

Schatrainski küßte den Freund auf beide Wangen und eilte hinaus. Wenige Minuten später hörte man das Abfahren seines Wagens.

Kornke rieb sich vergnügt die Hände, als der Arzt hinaus war.

„So!“ sagte er zu sich selbst, „damit hätten wir endlich einen festen Punkt. Endlich kommt Licht in das Chaos. Jetzt, glaube ich, habe ich endlich einen Plan, mit dem ich durchkomme. In drei Wochen erfolgt die Abfahrt. Bis zur Uebergabe an Fehner sind jetzt noch acht Wochen Zeit. Ich habe vierzehn Tage Vorsprung; denn jeder Mensch nimmt an, daß ich mit meiner Familie nach dem Nordkap reise. Erst, wenn ich nach verabredeter Frist nicht zurückkomme, wird es auffallen. An demselben Tage, an dem der Dampfer nach dem Nordkap geht, geht auch ein Schiff nach New-York. Wenn ich mit meiner Familie die Fahrt nach New-York mache, bin ich in spätestens einer Woche drüben, und dann habe ich noch acht Tage Zeit. Es muß gehandelt werden; ich kann hier nicht die Katastrophe über mich hereinbrechen lassen.“

Dann setzte sich Kornke an den Schreibtisch, rechnete, und sagte endlich tief atmend:

„Dreißigtausend Mark werde ich zusammenbringen können, mehr nicht; damit ist wenigstens für Frau und Tochter gesorgt. Für mich wird es wohl noch eine mitleidige Revolverkugel geben, die meinem Dasein ein Ende macht. Ich will mich nicht der Strafe entziehen; aber es ist ein Akt der Notwehr, wenn ich der furchtbaren Katastrophe und dem Zuchthause ausweiche. Gesühnt soll mein Vergehen werden; ohne Sühne gibt es keine Verzeihung. Aber ich bin es Frau und Tochter schuldig, sie nicht hier der Schande zu überlassen.“

Kornke stierte vor sich auf die Schreibtischplatte.

Das war das Ende! Und der Selbstmord, den er plante, war eigentlich nicht das schlimmste. Er war eine Erlösung aus der Seelenqual, die er fünfzehn lange Jahre Tag und Nacht, im Wachen und im Schlafen durchgemacht hatte.

Seine Frau hatte ein Vermögen von fünfzigtausend Mark mit in die Ehe gebracht. Kornke hatte selbst gegen zwanzigtausend Mark von seinen Eltern geerbt. Er war nicht habgierig; aber er hielt es für seine Pflicht, das Geld, das in seine Hand gekommen war, „arbeiten“

zu lassen und kaufte Grundstücke und Bergwerksanteile. Er legte das Geld fest; brauchte er doch für sich verhältnismäßig wenig. Anders stand es mit seiner Frau. Frau Kornke war eine sehr verzogene Dame, die riesige Ansprüche an das Leben stellte. Sie pochte auf das Vermögen, das sie in die Ehe gebracht hatte, und stellte Forderungen, zu denen sie nicht berechtigt gewesen wäre, wenn ihr Vermögen auch das Drei- und Vierfache betragen hätte. Kornke hatte seine Frau lieb und war ihr gegenüber schwach; er erfüllte ihre Launen und gab ihr Geld für ihre kostspieligen Reisen, belastete seine Grundstücke mit Hypotheken, verpfändete seine Bergwerkstaxe und brachte sich in eine Zwickmühle, da er hohe Zinsen zahlen mußte. Das Defizit wurde durch den kostspieligen Haushalt und die luxuriösen Bedürfnisse der Frau immer größer. Kornke erkaufte sich damit nicht einmal Behaglichkeit zu Hause. Die Frau fühlte sich nicht wohl in dem Industrieorte; sehnte sich nach der großen Stadt, nach großer Gesellschaft, wo sie eine Rolle spielen konnte. Kornke beschloß, seine Verhältnisse aufzubessern, indem er sich auf Börsenspekulationen einließ. Er spekulierte einige Jahre mit Maß und Ziel; er verlor und gewann; doch diese Art, Spekulationen zu betreiben, brachte nichts ein. Wenn er das Resultat zusammenrechnete, glichen sich Gewinn und Verlust fast aus. Er hatte sich gezwungen gesehen, Geld zu Wucherzinsen zu borgen, und zu den bisherigen Zinszahlungen waren daher neue gekommen. Er beschloß, in ein paar „großen Schlägen“ an der Börse zu verdienen und engagierte sich sehr stark. Das Geld zu diesen Spekulationen „lieh“ er sich, wie er selbst sagte, aus seiner Kasse. Die Spekulationen konnten ja nicht fehlschlagen! Zuerst griff er das Depot des Schmiedemeisters Woytylak an.

Woytylak verdiente sehr viel Geld und brauchte verhältnismäßig wenig. Er wußte bei seiner geringen Kenntnis im Schreiben und Lesen in Geldsachen nicht Bescheid und hatte unbegrenztes Vertrauen zu Kornke, dem er die Verwaltung seines Vermögens vollständig überließ. Kornke ließ Woytylak Schriftstücke unterzeichnen, von deren Inhalt dieser keine Ahnung hatte, Schriftstücke, durch welche Kornke ihm Grundstücke verkaufte und Hypotheken verpfändete. Diese „Geschäfte“, von denen Woytylak nichts wußte, sollten ihn für sein Geld, das Kornke für seine Spekulationszwecke verwendete, entschädigen.

Diese heimliche Anleihe an dem Guthaben des Woytylak brachte aber Kornke keinen Segen. Das Geld ging verloren und, um es zu retten, machte Kornke neue Spekulationen, und griff auch die ihm anvertraute Dienstkasse an. Diese

Kasse hatte außerordentlich viel verschiedene Konten. Es war für einen gewandten Rechnungsbeamten leicht, vorläufig die Differenz in der Kasse zu verbergen. Die Revision erfolgte durch die Rechnungslegung, und wenn Kornke der Breslauer Gewerkschaftskanzlei angab, daß er noch zweihunderttausend Mark in der Kasse habe, so erhielt er, wenn zur Lohnauszahlung dreihunderttausend Mark gebraucht wurden, nur hunderttausend Mark bar zugesandt, die anderen zweihunderttausend Mark sollte er aus seinem Tresor nehmen. War das Geld infolge der Unterschlagung nicht im Tresor vorhanden, so mußte er es beschaffen, und dieses war Kornke jahrelang dadurch gelungen, daß er Wechsel fälschte. Er fälschte Wechsel auf den Namen Woytylaks und die Namen von Kohlenabnehmern, machte die Wechsel bei den Banken in Oberschlesien zahlbar, und löste sie auch ein. Das Defizit betrug ungefähr zweihunderttausend Mark, und einmal mußte ein Ende mit Schrecken kommen. Akut wurde die ganze Sache durch den plötzlichen Weggang Woytylaks. Jetzt verlangte dieser eine Schlußabrechnung, und auf grund dieser hatte er mindestens sechzigtausend Mark zu erhalten. Wenn aber die Uebergabe an den neuen Schmiedemeister erfolgte, mußte es sich auch herausstellen, daß das Konto „Grubenschmiede“ überhaupt seit fünfzehn Jahren unrichtig geführt worden war, daß die Rechnungen und Quittungen der Eisenhändler nicht stimmten, daß Woytylak Papiere unterschrieben hatte, von denen er nichts wußte, kurzum — eine Katastrophe war unvermeidlich. Das Geld, das zur Auszahlung Woytylaks notwendig war, konnte Kornke nicht mehr aufreiben. Sämtliche Kauttionen von Beamten, sowie der Kohlenabnehmer hatte er verwendet und statt ihrer einen Schein in die Kasse gelegt, auf grund dessen angeblich die gesamten Kauttionen einer Breslauer Bank in Verwahrung gegeben worden waren. Die Zinszahlungen konnte Kornke kaum noch leisten, die Depots bei seinen Bankiers nicht mehr erneuern. Nun war sein Entschluß gefaßt. Er schickte Frau und Tochter fort und bereitete alles zur Flucht vor. Dreißigtausend Mark wollte er sich noch besorgen und zwar lediglich mit Hilfe gefälschter Wechsel. Dann wollte er sich mit Frau und Tochter in Bremen treffen, und anstatt mit ihnen die Nordlandsreise anzutreten, wollte er mit ihnen nach Amerika hinüber, um dort vor Frau und Tochter ein offenes Geständnis abzulegen. Vielleicht gelang es ihm, falls er sich von seinen Angehörigen trennte, sich im Westen Amerikas zu verbergen. Im schlimmsten Falle blieb ihm der Revolver. Aber nur nicht hier

als Dieb und Fälscher verhaftet und ins Zuchthaus gesperrt werden! Nur nicht hier Weib und Kind zurücklassen, der Schande verfallen und dem Elend!

Es war kurz vor elf Uhr, als der Nachfolger Gasdas, der in dem Zimmer neben dem Oberschichtmeister saß, an dessen Tür klopfte und dann eintrat.

„Was gibt's?“ fragte Kornke.

„Herr Oberschichtmeister,“ antwortete der Assistent, „Gasda ist draußen und möchte Sie gern sprechen.“

„Was will denn der Mensch,“ sagte Kornke; „er hat doch seine Entlassung bekommen?“

„Gewiß,“ entgegnete der Assistent; „aber Gasda will um Entschuldigung bitten, Herr Oberschichtmeister. Er ist ganz nüchtern und sehr geknickt.“

„Die Sache ist ja zwecklos; lassen Sie ihn aber hereinkommen!“

Der Assistent ging hinaus, und unmittelbar darauf wurde schüchtern an die Tür geklopft. Kornke war aufgestanden; als Gasda eintrat, ging er ihm einige Schritte entgegen. Gasda sah recht schlecht aus. Sein Gesicht hatte eine fahle Blässe, indes traten eigentümlich scharf begrenzte, rote Flecken auf der Stirn, den Wangen und um die Augen hervor. Er machte ein sehr betrübtes Gesicht, und aus seinen Augen rollten ein paar ungekünstelte Tränen.

„Setzen Sie sich!“ sagte Kornke. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

Gasda brach in Schluchzen aus.

„Herr Oberschichtmeister“, begann er, „können Sie mir verzeihen?“ Er warf sich vor Kornke auf die Knie und küßte seine Hand.

Kornke trat erschreckt zurück und antwortete: „Aber Gasda, stehen Sie doch auf! Machen Sie doch nicht solche Sachen!“

„O, Herr Oberschichtmeister,“ schluchzte Gasda, „was habe ich getan? Sie sind immer so gut gegen mich gewesen, und nun mußte mir das geschehen!“

„Setzen Sie sich doch nur!“ entgegnete Kornke. „Ich bedaure die Sache ebenso wie Sie. Ich habe Sie stets als einen pflichtgetreuen Menschen geschätzt!“

„Herr Oberschichtmeister,“ fragte Gasda, immer noch unter Schluchzen. „Ist denn gar keine Möglichkeit vorhanden, daß mir verziehen werden könnte?“

Kornke zuckte die Schultern. „Wenn es Ihnen auf Verzeihung ankommt, so habe ich Ihnen längst verziehen. Ich weiß Unterschiede zu machen! Der Mensch, der Sie sonst, und der Mensch, der Sie an dem unglückseligen Tage waren, sind für mich zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten. Bei mir persönlich sind Sie

entschuldigt, und ich versichere Sie, ich werde Ihnen nichts nachtragen!“

„Was soll aus mir werden?“ erwiderte Gasda. „Ich bekomme nirgends mehr eine Stellung; bin hier durch Zuschrift des Herrn Bergtates Knall und Fall entlassen worden und habe die Dienstwohnung räumen müssen. Ich wage gar nicht um ein Zeugnis zu bitten; denn es wird mir doch hineingeschrieben, daß ich mich gegen Vorgesetzte tätlich vergangen habe! Es ist das beste, ich nehme einen Strich und hänge mich auf!“

Kornke war ein gutmütiger Mensch. Für die Not anderer hatte er stets nicht nur Verständnis, sondern auch Hilfsbereitschaft bewiesen.

„Sie müssen nicht verzweifeln, Gasda,“ sagte er. „Es ist doch nicht gleich nötig, daß Sie Selbstmordgedanken haben; lassen Sie sich den traurigen Vorfall zur Lehre dienen. Sie haben nun einmal eine unglückselige Natur, und wenn Sie im Rausche sind, verlieren Sie vollständig den Verstand!“

„Ich habe das geerbt,“ schluchzte Gasda. „Mein Vater war auch so!“

„Eine traurige Erbschaft,“ versetzte Kornke. „Um so mehr müssen Sie sich beherrschen. Ich gebe ja zu, es ist für Sie recht unangenehm und schwer, eine neue Stellung zu finden; wenn ich Ihnen aber mit Empfehlungen dienen kann . . . Gehen Sie doch nach den Bergwerken in Oesterreich-Schlesien oder Galizien oder Russisch-Polen. Dort wird man Sie doch vielleicht anstellen, und wenn sie da irgendwo eine Empfehlung brauchen, so bin ich gern bereit, sie Ihnen zu geben.“

„Kann ich denn hier nicht wieder ankommen?“ fragte Gasda. „Ich will gern wieder von vorn anfangen! Könnte ich nicht irgendwo eine andere Beschäftigung finden? Man muß doch einem unglücklichen Menschen, wie ich es bin, Gelegenheit geben, seine Reue zu zeigen, Herr Oberschichtmeister. Es kann ja alles in der Welt gesühnt werden; warum denn nicht mein Vergehen?“

Kornke klopfte Gasda begütigend auf die Schulter.

„Gewiß, gewiß,“ tröstete er. „Es kann vieles im Leben gesühnt werden, und Ihr Vergehen ist ja nicht einmal ein so schlimmes; aber ich kann Sie in der Schichtmeisterei nicht mehr anstellen. Das müssen Sie sich selbst sagen. Wenden Sie sich jedoch an den Herrn Bergtate; vielleicht hat der eine andere Stellung für Sie. Sagen Sie ihm, ich hätte Ihnen verziehen und wollte durchaus nicht, daß Sie unglücklich würden. Vielleicht stellt Sie der Bergtate in irgend einem anderen Werke an. Und nun, den Kopf hoch, Gasda! Und nicht gleich verzweifeln!“

(Fortsetzung folgt)



Ein Held der schlesischen Landwehr 1813

Von Professor Karl Pflug in Waldenburg

Im Jahre 1830 schrieb der im Ruhestande lebende Kreissteuer-Einnehmer und Landwehrmajor Doercks für seine Kinder seine „Militärische Laufbahn“. In einem starken Quart-Pappbände legte der Verfasser seine nach gleichzeitigen Aufzeichnungen gearbeiteten Lebenserinnerungen nieder, die nach dem Erlöschen des Doerckschen Familiennamens von seinem Enkelsohne, dem jetzigen Geh. Sanitätsrat Dr. Nitsche in Weimar, dem königlichen Staatsarchiv in Breslau überwiesen und auf Veranlassung des Vereins für Geschichte Schlesiens von Hermann Granier im Jahre 1904 in Verbindung mit anderen schlesischen Kriegstagebüchern aus der Franzosenzeit herausgegeben worden sind.

Ein kurzer Auszug daraus dürfte gerade zur Jahrhundertfeier der Gründung der Landwehr (17. März) willkommen sein, da nicht so sehr die tatsächlichen Angaben, die mehr den Berufssoldaten interessieren, als die schlichte Darlegung des Milieus, in dem der Verfasser lebte, der Stimmungen und Gefühle, die ihn bewegten, seine Beurteilung von Menschen und Vorkommnissen in den Tagen des lebhaften Gedenkens an jene große Zeit in weiteren Kreisen Teilnahme erwecken werden. Nicht bloß in die Tage der Erhebung führt uns Doercks Erzählung zurück, auch von dem schmachvollen Zusammenbruch Preußens in den Jahren 1806 und 1807 hören wir aus dem Munde des

damaligen Feuerwerks-Leutnants manches Interessante.

Doercks, der um das Jahr 1776 geboren ist, stammte aus einer Soldatenfamilie; sein Vater stand als Feuerwerker bei der Festungsartillerie in Kosel, und der Sohn, der nach dem damals geltenden Gesetz als Soldatensohn ebenfalls zum Militärdienst verpflichtet war, trat Anfang Januar 1794 bei derselben Truppe ein. Seine schöne Handschrift, sowie seine Gewandtheit im Konzipieren, die er sich früher als Schreibgehilfe erworben hatte, empfahlen ihn dem Oberst von Strampf, dem damaligen Chef der schlesischen Festungsartillerie, der ihn nach Reisse kommandieren ließ und dort in seinem Bureau beschäftigte. Dabei konnte aber der Bombardier Doercks, der weiter strebte, keine höhere Beförderung erwarten und erhielt auf sein Ansuchen, die Artillerieschule besuchen zu dürfen, „um sich zu weiterem Avancement zu qualifizieren“, zwar Erlaubnis dazu, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sein Schreibdienst darunter nicht leiden dürfe. So blieben ihm denn am Tage nur die Stunden von 12 bis 2 Uhr, in denen ein Offizier ihm besonderen Unterricht erteilte. Daneben aber verwendete Doercks den dienstfreien Sonntag und halbe Nächte, um sich in Mathematik, Fortifikation, Planzeichnen usw. fortzubilden. Er wurde schließlich in Anerkennung seiner Leistungen und seines

Strebens 1801 zum Oberfeuerwerker befördert. Trotzdem mußte er nebenbei auch weiterhin seine Bureauarbeit leisten. Nach drei Jahren wurde er zum Offizier vorgeschlagen. Freilich wurde dies von höherer Stelle aus nicht beliebt, und auch bei der Mobilmachung von 1805, bei der er sicher auf seine Beförderung rechnete, erlitt er eine schmerzliche Enttäuschung, die um so härter war, als bei der bald folgenden Demobilisierung fünfzehn Trainoffiziere in die Festungsartillerie versetzt wurden, wodurch jedes Avancement Doercks für absehbare Zeiten ausgeschlossen erschien. Um so freudiger war er überrascht, als im September 1806 ganz unerwartet seine Beförderung zum Feuerwerksleutnant eintraf.

Und nun sollte er auch den Ernst des Soldatenlebens kennen lernen. Am 7. Oktober erklärte König Friedrich Wilhelm III. an Napoleon den Krieg, und nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt erging am 22. Oktober der Befehl, die schlesischen Festungen in Verteidigungszustand zu versetzen. In Neisse zeigte sich aber bald derselbe unkriegeriſche Geist, der die meisten anderen preussischen Festungen ruhm- und ehrlos den Feinden auslieferte. Erst als der Fürst von Anhalt-Plöß zum General-Gouverneur von Schlessien ernannt worden war, kam auch in Neisse mehr Ordnung in die Verteidigungsmaßregeln, die Doercks freilich nicht mehr sehen sollte, da er im Dezember nach Brieg kommandiert wurde, um dort eine halbe Batterie zu formieren. Mit dieser sollte er an dem vom Fürsten von Anhalt-Plöß beabsichtigten Entsatz der von den Franzosen belagerten Stadt Breslau mitwirken. Doch der unüberlegt gefaßte und ins Werk gesetzte Plan scheiterte kläglich. Die kleine, unter dem Befehl des Majors von Rossbeck stehende Abteilung der Entsatztruppe, zu der Doercks gehörte, stieß vor Ohlau auf den Feind, warf zwar im Dunkel der Nacht seine Vortruppen zurück und eroberte zwei Kanonen, sah sich aber am nächsten Morgen vom Feinde völlig eingeschlossen. Bei der Unmöglichkeit, die Kanonen zu retten, versuchte Doercks, sie wenigstens unbrauchbar zu machen, erhielt aber, als er das zweite Geschütz vernagelte, von der einstürmenden feindlichen Reiterei einen wuchtigen Hieb über den Kopf und wurde mit zwei anderen Offizieren, die sich nicht durch die Flucht hatten retten wollen, nach Ohlau transportiert, nachdem er von den feindlichen Soldaten, Württembergern, völlig ausgeplündert worden war. Zum Glück dauerte seine Gefangenschaft nicht lange. Die französische Abteilung unter dem General Montbrun — der Doercks wegen seiner Bravour und seines wohlgerichteten Feuers große Lob-

sprüche zollte — verließ noch während der folgenden Nacht infolge eines blinden Marms Hals über Kopf die Stadt Ohlau, ohne sich um die im Schlosse verwahrten gefangenen Offiziere zu kümmern, und so kam Doercks nach kurzer Abwesenheit nach Brieg zurück, wo er bei der Armierung des damals noch festen Platzes beschäftigt wurde. Doch fand er hier dieselbe Misere, die ihm schon in Neisse entgegengetreten war. Der siebenzigjährige Kommandant, General von Cornerut, war seiner Stellung so wenig gewachsen, daß eine schwache Abteilung der Feinde im ersten Anlauf bis auf das Glacis gelangen konnte und auch durch die offenen Festungstore eingedrungen sein würde, wenn diese nicht auf Doercks Veranlassung im letzten Augenblicke geschlossen worden wären. Doch länger als vierundzwanzig Stunden dauerte der Widerstand der allerdings sehr schwachen Garnison nicht; als der Feind Haubitzbatterien auffahren ließ, die vielleicht aus Zufall das Kommandanturgebäude besonders als Zielpunkt wählten, machte die schleunige Uebergabe der Festung dem trauſamen Spiele bald ein Ende. Doercks wurde zum zweiten Male kriegsgefangen, aber ebenso wie die anderen Offiziere auf Ehrenwort entlassen.

Er lebte nun in Brieg, wohin er seine Frau kommen ließ, ohne Sold in trauriger Lage und wurde dort auch Zeuge, wie pflichtvergessen nicht bloß Militär-, sondern auch Zivilbehörden damals handelten. Sein Hauswirt hatte aus dem den Franzosen übergebenen Festungsmaterial unter anderem auch metallene Kugelformen für Bomben und Granaten erstanden und dem königlichen Bergamt zu Malapane, das sie vor Ausbruch des Krieges zur sicheren Verwahrung nach Brieg gesandt hatte, zum Rückkauf angeboten. Doch zeigte das Bergamt den Kaufmann den französischen Militärbehörden dafür an; er wurde eingesperrt, während die kostbaren Formen nach Frankreich geschafft wurden.

Da erhielt Doercks im Mai 1807 unverhofft die Nachricht von seiner Auswechslung und eilte sofort nach Neisse, um dort zum zweiten Male die Leiden einer belagerten und schlecht verteidigten Festung mit zu durchleben. Er fand bei seiner Meldung den Gouverneur, Generalleutnant von Steensen, in einer Kasematte im Großvaterstuhle sitzen, die von der Sicht geschwollenen Hände und Füße fest eingepackt und zu jeder Bewegung unfähig. In ähnlicher Verfassung traf er auch den Generalmajor von Weger, der, von der Kopfsicht geplagt, unter Betten vergraben lag. Da war wenig Hoffnung auf eine energische Verteidigung. Doch Doercks gedachte unter allen Umständen

seine Schuldigkeit zu tun. Statt des ihm angebotenen ruhigeren Adjutantenpostens bat er um Dienst in der Front und kommandierte die Batterien, die auf den vom Feinde zunächst bedrohten Werken aufgestellt waren. Zwanzig feindliche Angriffe bei Tag und Nacht bestand er ehrenvoll, und hätten die Oberoffiziere ihre Schuldigkeit getan, so wäre Neisse vielleicht gehalten worden. Doch diese waren des Kasemattenlebens und der damit verbundenen Beschwerden sehr bald überdrüssig, und so kam es Ende Mai zu den ersten Verhandlungen betreffs Uebergabe der Festung, die auch der vom Grafen von Söthen, dem Nachfolger des Fürsten von Anhalt-Plöß im General-Gouvernement von Schlesien, nach Neisse entsandte Leutnant von Rottenburg nicht hindern konnte. Nach einer vierzehntägigen Waffenruhe, in der ein eventueller Entsatz der Festung abgewartet werden sollte, kapitulierte Neisse, die Besatzung wurde kriegsgefangen. Die Stimmung der niederen Offiziere und der gemeinen Soldaten war erbittert, und Doercks, der sonst in soldatischer Subordination unerreichbar war, ließ sich zu so heftigen Äußerungen über die Pflichtvergessenheit der oberen Leitung hinreißen, daß er vor dem Ausmarsche drei Tage Arrest absetzen mußte. Und nun war er zum dritten Male in diesem Kriege Gefangener, wurde aber wieder gegen Ehrenwort entlassen und lebte, da die Franzosen den bei der Kapitulation ausbedungenen Sold nicht zahlten, aufs neue im vollen Elende, bis der am 9. Juli abgeschlossene Frieden von Tilsit ihm erlaubte, eine Stellung in der Zivilverwaltung zu suchen, da bei der Reduzierung der preussischen Armee auf eine weitere Beschäftigung im Heeresdienste nicht zu rechnen war. Er wurde Kontrolleur bei der Kreiskasse in Namslau und bekleidete die zunächst mit zwölf Talern monatlich besoldete Stelle bis zum Jahre 1813.

Doch als am 17. März dieses Jahres der Aufruf des Königs erschien, da litt es auch den damals sechsunddreißigjährigen Doercks nicht in seinem stillen, friedlichen Berufe. Trotz der für seine Stellung bedeutenden Zulage, die ihm der Landrat im Falle seines Bleibens in Aussicht stellte, trotz des schweren Kammers, den ihm die Zukunft seiner unversorgt zurückbleibenden Familie bereiten mußte, gab es für ihn kein Schwanken. Da seine zunehmende Gesichtsschwäche den Dienst in seiner geliebten Spezialwaffe unmöglich erscheinen ließ, stellte er sich der Landwehr zur Verfügung und wurde von dem aus Edelleuten, Bürgern und Bauern für die Errichtung der Landwehr gebildeten Ausschuss, der (wie in jedem Kreise) auch in Namslau zusammentrat, zum Kompagnieführer bestimmt. Die Aufgabe, die der

brave Patriot damit übernommen hatte, war freilich unendlich schwer. Die unter der Oberleitung des Generals Scharnhorst neu gebildete Landwehr war ja nicht aus gedienten, älteren Soldaten, wie heut, zusammengesetzt, sondern umfaßte mit Auschluss der zum Dienste in der Linie Berufenen sämtliche waffenfähigen Mannschaften; nur die angejensehnen Wirte waren befreit. Diese noch völlig ungeschulten Elemente erhielten vom Kreise, dem sie entnommen waren, Bekleidung und Bewaffnung — nur Gewehre und Munition lieferten die staatlichen Zeughäuser — und sollten nun in kürzester Zeit zu einer brauchbaren Truppe umgewandelt werden.

Doercks erhielt 160 Mann und vier Offiziere: zwei frühere Landwirte, einen Forstschreiber und einen Gendarmierunteroffizier, die — mit Ausnahme des letzteren — vom Militärdienste keine Abnung hatten. Zunächst machte schon die Einkleidung der Mannschaften die größten Schwierigkeiten. Die durch den vorigen Krieg und die lange französische Bedrückung ausgezogenen Kreise konnten nicht viel leisten. Das von ihnen zu den Litewken gelieferte Material war sogenanntes Halbtuch, das (ebenso wie die grobe Leinwand für die Beinkleider) nur für den Sommer berechnet war; für Schuhwerk, Wäsche und Mäntel mußten die einzelnen Gemeinden sorgen. Wie kümmerlich dies aber in der allgemeinen Not geschah, bewiesen z. B. die Mäntel, zu denen man zum Teil die von den städtischen Innungen gebrauchten und meist schon recht mitgenommenen Leichenträgermäntel, die durch gelbe Kragen einen etwas militärischen Anstrich erhielten, verwendete. Nicht besser stand es um das Schuhwerk, das schon nach den ersten Märschen aus allen Fugen klappte. Die Halsbinden fertigten die Frauen aus alten Trauerkleidern; die Tornister waren aus grauer Futterleinwand hergestellt. Und selbst mit der Bewaffnung war es traurig bestellt; nur die ersten zwei Glieder erhielten Musketen von sehr verschiedenem Kaliber, von der leichten Jagdflinte bis zur schwersten Donnerbüchse. Das dritte Glied wurde mit Lanzen und Piken bewaffnet.

Und nun die Ausbildung der so kläglich Bewaffneten! Doercks, der einzige Mann, der als Offizier schon gedient hatte, verstand vom Infanteriedienste gar nichts und erlernte das Notwendigste von dem ehemaligen Gendarmierunteroffizier; daneben wurde ein damals erschienener Kriegskatechismus eifrig studiert. Die so neu gewonnenen Kenntnisse wurden dann den anderen Offizieren und Unteroffizieren in zahlreichen Unterrichtsstunden übermitteln. Doch nur vier Wochen

standen für die Ausbildung der Truppe zur Verfügung; dann kam der Befehl, mit dem Bataillon zur Unterstützung der die Festung Glogau belagernden preußischen Heeresabteilung aufzubereiten. Da konnte man es den Offizieren der Linientruppen freilich nicht verdenken, wenn sie vor der zusammengewürfelten, erbärmlich bekleideten und nur sehr notdürftig ausgebildeten Landwehr nicht viel Respekt hatten und nicht gern mit ihr im Verbands zusammenstehen wollten; erst allmählich kamen die Landwehrlaute zu ihrem Rechte und ihrem wohlverdienten Ansehen.

Der Abschied der Kompagnie vom heimischen Kreise, von Weib und Kind, war tieftraurig. Nur unvollkommen übertönte der Trommelschlag der Spielleute das Jammern und Weinen der Zurückbleibenden. Und auch der Himmel schien düster auf die marschierende Kolonne herab; kalte Regengüsse, die ein schneidender Wind den Ärmsten ins Gesicht peitschte und die die Bekleidung völlig durchnäßten, begleiteten sie in den ersten Marschtagen bis Breslau. Von da ging es bei nicht viel besserem Wetter über Parchwitz nach Lüben, in dessen Kirche die beim Ausmarsch vergessene Einsegnung der Truppen nachgeholt wurde. Aber auch unter diesen traurigen Umständen wurde die Ausbildung der Mannschaften fortgesetzt; jeder Ruhetag wurde zu fleißigen Schießübungen benutzt. Die Ziele boten auf den Dörfern die breiten Scheumentore. Da wurde infolge der Schlachten bei Lüben und Bauken die Belagerung von Glogau aufgegeben, und das Landwehrebataillon, zu dem die Namslausche Kompagnie gehörte, machte eineinhalb Meilen vor Glogau kehrt und wurde in den allgemeinen Rückzug der Armee hineingezogen. Mühselige Märsche, schlechte Quartiere und geringe Gastfreundschaft hoben den Mut der Mannschaften nicht; in Breslau, wo man am 30. Mai wieder ankam, weigerte sich die Kommandantur geradezu, Quartiere anzuweisen, und die armen Landwehrmänner mußten angesichts der wohlhabenden Stadt auf dem Anger vor dem Schweidnitzer Tore lagern. Von da ging es weiter nach Glas, wo ein Korps von 25 000 Mann Landwehr versammelt wurde. Doercks Bataillon bezog zwei Meilen hinter der Festung Rantonnementsquartiere. Ein Versuch des Kompagnieführers, in Namslau wenigstens Ersatz für das völlig zerrissene Schuhwerk zu erhalten, hatte keinen Erfolg, und so mußte ein großer Teil der Mannschaften als Barfüßler weiter marschieren. In Mittelwalde blieb das Bataillon bis zum 27. Juni und verbesserte seine Ausrüstung; die Lanzen wurden mit Gewehren vertauscht, und der neu ernannte Bataillonskommandeur von Rypkusch

betrieb das Ererzieren so sorgfältig, daß der Ende Juni die Landwehrbrigade bei Habelschwerdt inspizierende General von Sneyenau sich befriedigt über ihre Leistungen äußerte. Dabei fehlten freilich auch peinliche Auftritte nicht. Sneyenau, der mehr als andere höhere Offiziere mit dem guten Willen der Landwehrmänner vorliebnahm, erkundigte sich leutselig nach den persönlichen Verhältnissen der Offiziere und mußte von dem einen, den er nach seinem früheren Berufe fragte, die Antwort hören: „I ne, kennen Sie mich denn nicht? Ich war ja in Jauer Ihr Kompagnieschuster!“ Später entließ man viele Landwehr-offiziere, die sich krank meldeten, und stellte dafür aus den gebildeten Kreisen stammende freiwillige Jäger ein, die schon bei Lüben und Bauken mitgefochten hatten. Auch die Mannschaften wurden in den damaligen Standquartieren so fleißig einexerziert, daß sie bei einer Parade vor dem General von Kleist für felddienstfähig erklärt wurden. Am 25. Juli wurden die Landwehren der Brigade des Generals von Klüx zugeteilt. Dabei wurden vier Landwehrebataillone zum siebenten Landwehregiment unter dem Kommando des schon genannten Majors von Rypkusch vereinigt, und Doercks wurde mit der Führung eines Bataillons beauftragt. General von Klüx wollte aus den Landwehrlaute durchaus stramme Soldaten bilden und war schnell mit Strafen bei der Hand. Als am 4. Juli, dem Tage nach der Feier des Geburtstags des Königs, vom siebenten Landwehregiment 14 Offiziere beim Ererzieren fehlten, gab es ein gewaltiges Donnerwetter mit der Drohung, in Zukunft bei ähnlichen Vergehen auch die Herren Offiziere auf die Kanone binden zu lassen. Den Mannschaften ging es noch übler. Bei schlechter Verpflegung und erbärmlicher Bekleidung wurden auf den unaufhörlichen Märschen viele marode. Sie wurden von einer dazu bestimmten Kompagnie gesammelt und im Hauptquartiere körperlich gezüchtigt. Und wenn auch diese Strenge notwendig war, so empfand doch die ganze Landwehr, die damit in die zweite Klasse der Soldaten versetzt wurde, eine solche Behandlung sehr bitter. Und trotz aller Strafen schmolz auf den nach dem Waffenstillstand folgenden Märschen infolge des jammervollen Wetters, der unaufhörlichen Biwaks, der schlechten, unzureichenden Ernährung und der aus allen diesen Ursachen ausbrechenden ruhrartigen Krankheiten die Zahl der waffenfähigen Landwehrmänner stark zusammen.

Am 26. August empfangen die Leute Doercks', der mit der Brigade Klüx der böhmischen Hauptarmee zugeteilt war, bei Dresden die

Feuertaufe, und mit bitterem Aerger berichtet er, daß das Kanonensieber viele so heftig packte, daß die Offiziere mit Säbelhieben die Fliehenden zurückhalten mußten. Auf den zweifelhaften Erfolg des ersten Schlachttages folgte am 27. die völlige Niederlage der Verbündeten, und nun galt es, die unter großen Strapazen auf dem Anmarsch zurückgelegten grundlosen Wege über das Erzgebirge nach Böhmen zurück noch einmal zu passieren. Die Brigade Klüx bildete den Nachtrab, und Doercks, der wiederholt beordert wurde, mit seinem Bataillon als letzter Widerstand den Feind vor allzu eifriger Verfolgung zurückzuhalten, hatte dabei die Empfindung, als wenn man die Landwehr nicht ungern als Kanonensfutter verwende. Trotzdem tat er seine volle Schuldigkeit, und aus seinen so bescheiden gehaltenen Aufzeichnungen lesen wir die Bravour und unerforschliche Manneszucht heraus, mit der er mit seinen Landwehrleuten nur Schritt für Schritt zurückging, bis endlich am 31. August sich das Blättchen wandte, und Vandamme dem Eingreifen Ostermanns und Kleists erlag.

Mit dem Siege bei Kulm hörte die Führung des Bataillons für Doercks auf, und er wurde wieder Kompagniechef, obgleich er sich sagen konnte, in vollem Maße seine Schuldigkeit getan zu haben. Mehr noch schmerzte ihn die Zurücksetzung, die die arme Landwehr bei dem großen, auf dem Schlachtfelde gehaltenen Siegesfeste der drei verbündeten Heere erlitt; sie wurde wegen ihrer jämmerlichen Bekleidung von der Parade ausgeschlossen. Es ist eine lange Kette von Mißhelligkeiten, die uns die schlichte Darstellung unseres Helden vorführt. Märsche auf schlechten Wegen, Gefechte, Bivaks ohne Stroh und Feuerholz folgen in unaufhörlicher Reihenfolge; aber aus allem liest man heraus, wie ohne besondere Begeisterung das einfache preußische Pflichtgefühl auch das schwerste überwand. Besondere Sorge machte den Offizieren die Bekleidung und Beschuhung der Mannschaften, die in Lumpen und zum großen Teil barfuß einhermarschierten. Um wenigstens das letztere abzustellen, mußte Doercks' Kompagnie eines Sonntags ein Dorf umstellen. Als dann die Teilnehmer am Gottesdienste die Kirche verließen, mußten alle, Männer wie Weiber, auf dem Platze vor der Kirche ihr Schuhwerk ausziehen, und so wurden, da dieselbe Prozedur noch in anderen Dörfern der Zwickauer Gegend vor sich ging, gegen 400 Paar Stiefeln und Schuhe gewonnen.

So kamen allmählich die Oktobertage heran, in denen auf der Ebene von Leipzig über Europas Schicksal entschieden werden sollte. Der Befehl an die berittenen Offiziere, die Pferde zurückzuschicken, weil in den vorher-

gehenden Gefechten gerade diese schwer gelitten hatten, und die Aufforderung an alle, etwaige leztwillige Verfügungen an das Brigadekommando zu übergeben, redeten eine deutliche Sprache: ein großer Kampf stand bevor. Der Verlauf der Schlacht vom 16. bis 18. Oktober ist bekannt; uns interessieren hier nur die Schicksale unserer braven Landwehr, die am 16. nach langem, qualvollem Harren im feindlichen Kanonenfeuer den Befehl zum Sturm auf das Dorf Wachau als Erlösung empfand. Hinter Wachau empfing die Braven ein Kugelregen, der jedes weitere Vorrücken unmöglich machte und Hunderte hinraffte. Trotzdem sprang Doercks, als gegen 11 Uhr morgens der Bataillonskommandeur rief: „Freiwillige zum Tiraillieren vor!“ sofort auf und führte seine Kompagnie in die Reihe der Tirailleurs. Und als diese sich vor dem Ansturm eines Dragonerregiments auf die Hauptmacht zurückziehen mußte, ging er mit dieser zusammen zur Bajonettattacke sofort wieder vor, und die feindliche Reiterei floh davon. Bis dahin war Doercks unverfehrt geblieben. Als um 2 Uhr nachmittags der Befehl kam, langsam zurückzugehen, traf ihn bald nach dem Falle des Regimentskommandeurs eine matte Kugel unter dem rechten Auge, und er wurde stark blutend zurückgebracht. Sein siebentes Landwehrregiment aber, das mit 1400 Mann in die Schlachtlinie eingerückt war, verlor am 16. Oktober 26 Offiziere und über 1300 Soldaten, schloß sich infolge dieser grauenhaften Verluste an ein ebenfalls hart mitgenommenes Linienbataillon an und hat auch am 18. und 19. noch tapfer seinen Mann gestanden. Der sonst so strenge und harte General von Klüx aber stellte die 61 überlebenden Braven dem König Friedrich Wilhelm III. mit den Worten vor, daß das siebente Landwehrregiment wert wäre, unter die königliche Garde aufgenommen zu werden.

So hatte sich die Landwehr — freilich unter schweren Opfern — den anderen Truppengattungen gleichgestellt, und Marschall Blücher erkannte dies voll an; von nun an erhielten ihre Offiziere auch denselben Gehalt wie die der Linie. Der wackere Doercks aber, dem seine Bravour das Eiserne Kreuz und den russischen Vladimirorden brachte, wurde zunächst nach dem Orte Borna geschafft und fand dort im Hause einer schlichten Frau Aufnahme. Erst mehrere Tage später kam er in ärztliche Behandlung, und die im Hockbein stecken gebliebene Kugel wurde entfernt. Doch schon am 3. Dezember trieb es ihn trotz des ärztlichen Widerspruches von neuem in den Kampf. Er erreichte sein Bataillon in der Nähe von Weimar und nahm mit ihm an der Blockade

von Erfurt teil. Die Winterkälte, die unzureichende Verpflegung und Bekleidung brachten wieder Wochen der Not und des Elends. Das Nervenfieber reduzierte die Kompagnie Doercks' von 150 Mann auf 40 Gesunde. Und als 80 Erkrankte ins Grab gesenkt waren, ergriff die tödliche Krankheit auch den Hauptmann; nur die treue Pflege der Gattin, die an sein Krankenlager eilte, rettete ihn vom Tode.

Damit waren die eigentlichen Kriegserlebnisse des treuen Patrioten vorüber. Zwar eilte er nach Monatsfrist seinem nach geschlossenem Frieden zurückkehrenden Regimente bis Polkwitz entgegen, rückte am 1. August 1814 mit ihm in die Friedensgarnison Glas ein und stand bis zum Ende des Jahres seiner Kompagnie als Kapitän vor. Aber inzwischen hielt er Umschau nach einer Anstellung im Zivildienste.

Er erhielt diese im Januar 1815 als Kreissteuereinnnehmer in Lublinitz. Und wenn auch die Rückkehr Napoleons von Elba Preußen noch einmal unter die Waffen rief, und auch Doercks mit seinem Regimente noch einmal ausrückte, so ist es doch für ihn nicht mehr zum Ernstkampf gekommen. Am 6. Januar 1816 kehrte er endgültig zu seiner friedlichen Beschäftigung zurück.

In Anerkennung seiner Leistungen im Felde wurde er 1828 zum Major und Kommandeur des zweiten Aufgebots des Landwehrbataillons, in dem er früher gestanden hatte, ernannt. Bald darauf siedelte er nach Schweidnitz über und nahm 1829 seinen Abschied. In Oberglogau, wo seinen Lebensabend verbrachte, starb er im Alter von einundsiebzig Jahren.

Er

Hörst Du die Eisbarriere rütteln am Brückenrand?
Hörst Du die Schollen schleifen den knirschenden Oderstrand?

Graunebel wogen und weben in nasser Dezembernaut.
Dunkelheit. . . Nur am Zollhaus ein zitterndes Lichtlein wacht.

Schlittenschellen von ferne. . . Stolpernder Rosse Huf.
An der Schranke: „Mille Tonneres!“ Ein rauher, fremder Ruf!

Schlafrunken der Zöllner: „Wer seid Ihr? Wohin? Woher?“
„Le Duc de. . .“ Ein tiefer Krachfuß und keine Frage mehr!

Die Schlittenschellen verklagen; er zog die Schranke herab,
Schloß fröstelnd die knarrende Pforte. Nun Stille rings wie im Grab. . .

Graunebel wallen und wogen, ein endloses Meer!
Drei Nebelfrauen flogen hinter dem Schlitten her!

Hohnlacht die erste: „Wer seid Ihr, Hoheit im Schlitten, sprecht?
Gottes Geißel, die strafend schlug ein verweichlicht Geschlecht?“

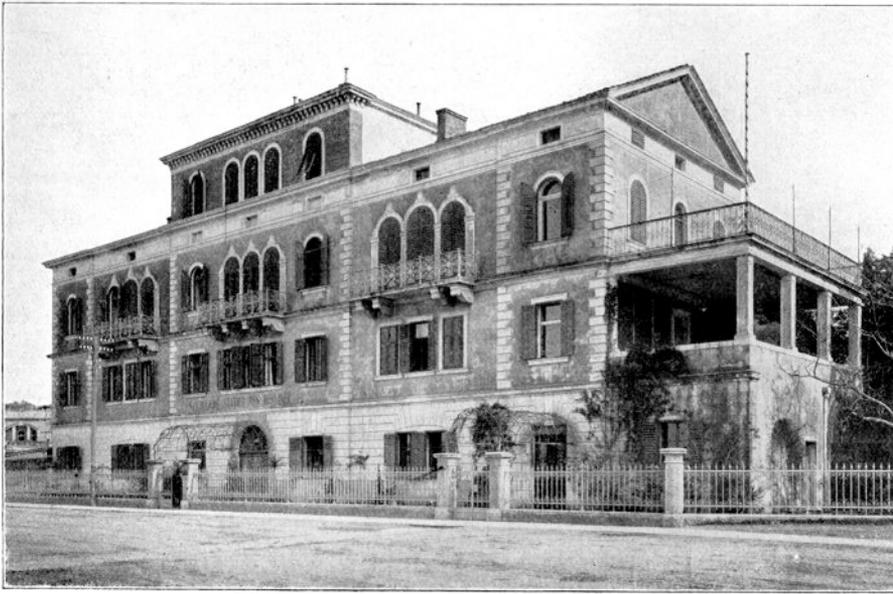
Spottet die zweite: „Holla! Woher doch, du eilig Gefährt?“
Schallt es zurück: „Aus der Steppe; der Tod hat mich eilen gelehrt!“

Raunt die dritte: „Wohin? So hastig vorm Morgenrot?“
Schweigen drunten. . . Da schrie sie: „Glück auf! In Elend und Not!“

Weißt Du, warum es rüttelt zur Nacht am Brückenrand?
Weißt Du, warum es knirscht auf dem weißen Oderstrand?

Weißt Du, wie Herzen sich sehnen nach leuchtendem Morgenrot?
Weißt Du, wie Knechtschaft lastet, wenn die Fackel der Freiheit loht?

Ernst Zwoboda



phot. Ed. van Delden in Breslau

Abb. 1. Die Zoologische Station in Rovigno

Die Zoologische Station in Rovigno

Von Dr. Bruno Schröder in Breslau

Wer im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts nach Berlin kam und dort etwas für seine Bildung tun wollte, der veräumte nicht, das Berliner Aquarium Unter den Linden (Ecke Schadowstraße) aufzusuchen. Wardies doch eine der ersten Sehenswürdigkeiten der jungen Reichshauptstadt, und war doch nur dort dem Bewohner des Binnenlandes Gelegenheit geboten, die farbenprächtigen und formenschönen, mitunter auch außerordentlich bizarren Wunder des Ozeans kennen zu lernen. Woher kamen jene Bewohner der schimmernden Tiefen der Salzflut? Anfangs bezog man sie aus der Nordsee, insbesondere von Helgoland. Um aber dem schaulustigen und wissensdurstigen Publikum eine größere Reichhaltigkeit an Tieren zu bieten, wie sie die Fauna und Flora wärmerer Meere aufweist, beschloß der damalige Direktor des Aquariums, Dr. Otto Hermes, eine Fangstation am Mittelmeere einzurichten. Es mußte ein möglichst naher Ort an der Adria gefunden werden, der frei von verschmutztem Hafengewasser war und an der Eisenbahn lag. Die Wahl fiel auf Rovigno an der Westküste von Istrien, zwischen Triest und Pola. Dort wurde 1891 unweit des Bahnhofes am Strande ein kleiner, villenartiger Bau aufgeführt, der zunächst eine Sammelstelle für die von Angestellten der

neuen Station und von eingeborenen Fischern erbeuteten Meeresorganismen war, mit denen das Berliner Aquarium bevölkert werden sollte. Viele Hunderte von Glasballons und anderen Transportgefäßen mit lebendem Material in Seewasser haben jahraus, jahrein ihren Weg über den Semmering nordwärts genommen.

Durch die Eigenart seiner Persönlichkeit und durch seine Tätigkeit als Reichstags- und Landtagsabgeordneter hatte Dr. Hermes Beziehungen zum preußischen Kultusministerium und zum Reichsamte des Innern. Dem Entgegenkommen dieser Behörden war es zu verdanken, daß an der Station einige Arbeitsplätze für Gelehrte eingerichtet werden konnten, die ähnlich wie in der Zoologischen Station in Neapel dem Studium der Pflanzen- und Tierwelt des Meeres an Ort und Stelle nachgehen wollten. Auch ein Garten wurde angelegt, in dem man die Flora des Mittelmeergebietes und ebenso exotische Gewächse anpflanzte.

Sogar ein schmucker, weißer Zwölf-Tonnen-dampfer („Rudolf Virchow“) war von Gönnern und Freunden des Berliner Aquariums gestiftet worden und erlaubte größere Fang- und Forschungsfahrten auf der Adria bis nach Ragusa.

Mit der Zeit wurde der Raum in der Station zu eng, und die Anforderungen an den Tier-



phot. Ed. van Velzen in Breslau

Abb. 2. Das biologische Schau-Aquarium

bestand wurden zu groß, da auch die zoologischen Universitätsinstitute für ihre anatomischen Kurse immer mehr Material brauchten, ebenso wie Privatgelehrte und Aquarienliebhaber. Es wurde ein doppelt so großer Anbau an die alte Station ausgeführt, und auch der Garten wurde wesentlich vergrößert. Die Zahl der Arbeitsplätze stieg auf neun, man richtete chemische und physikalische Laboratorien ein und begründete eine reichhaltige Bibliothek mit Fachliteratur. Das Reichsgesundheitsamt erhielt in der Station ein eigenes Protozoenlaboratorium, in dem Friß Schaudinn seine ersten Malariauntersuchungen anstellte und den Grund für die moderne Blutparasitologie legte. Das Fremdenbuch der Station enthält eine Menge berühmter Namen von Zoologen, Botanikern, Physiologen und Medizinern, die in der Station ihre Studien machten; aber auch hohe fürstliche Gäste aus Deutschland und Oesterreich zeichneten die Station durch ihren Besuch aus.

Da trat 1910 ein Ereignis ein, das unter Umständen das Weiterbestehen der Station in Frage stellen konnte. Hermes starb, und das

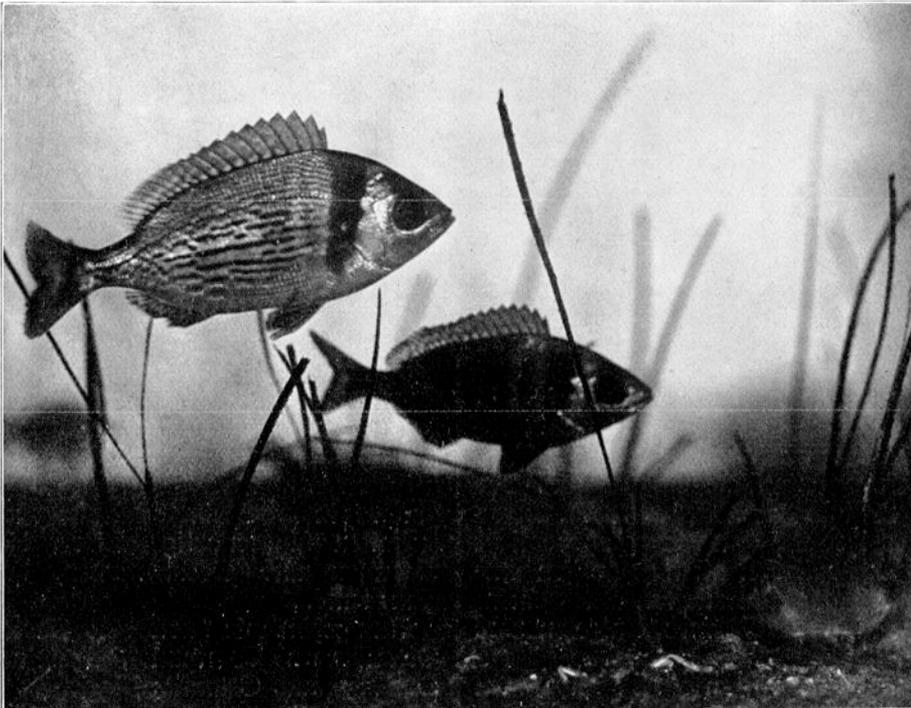
Berliner Aquarium ging ein. Was sollte nun aus ihr werden? Die Schwierigkeiten, sie dem Deutschen Reiche zu erhalten, waren groß und mannigfach. Glücklicherweise fand sich ein hochherziger Schlesier mit regem Interesse für Naturwissenschaften, Ritterguts- und Fideikommißbesitzer Dr. Paul Schottländer auf Hartlieb bei Breslau, welcher der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft in Berlin zu gedachtem Zwecke eine beträchtliche Summe für den Erwerb und die weitere Ausgestaltung der Station zur Verfügung stellte, wodurch nun ihre Zukunft dauernd gesichert ist.

Sehen wir uns die Station und ihre Einrichtungen einmal näher an. Auf dem Schnelldampfer von Triest fährt man — am besten frühmorgens — über Pirano, Parenzo und Orsera an der istrischen Westküste, umflutet von blauer See, Sonnenglanz und dem würzigen Balsamdufte der Küstenpflanzen, nach Süden. Da grüßt um die Mittagsstunde von fernher der hochgelegene Campanile des Domes der heiligen Eufemia von Rovigno herüber, und bald erblicken wir, an einigen kleinen Felseneilanden vorüberfahrend, die gelben, braunen und roten



phot. Ed. van Delden in Breslau

Abb. 3. Der Hausflur der Station



phot. Ed. van Delden in Breslau

Abb. 4. Die Seegraswiese



phot. Ed. van Delden in Breslau

Abb. 5. Secanemonen

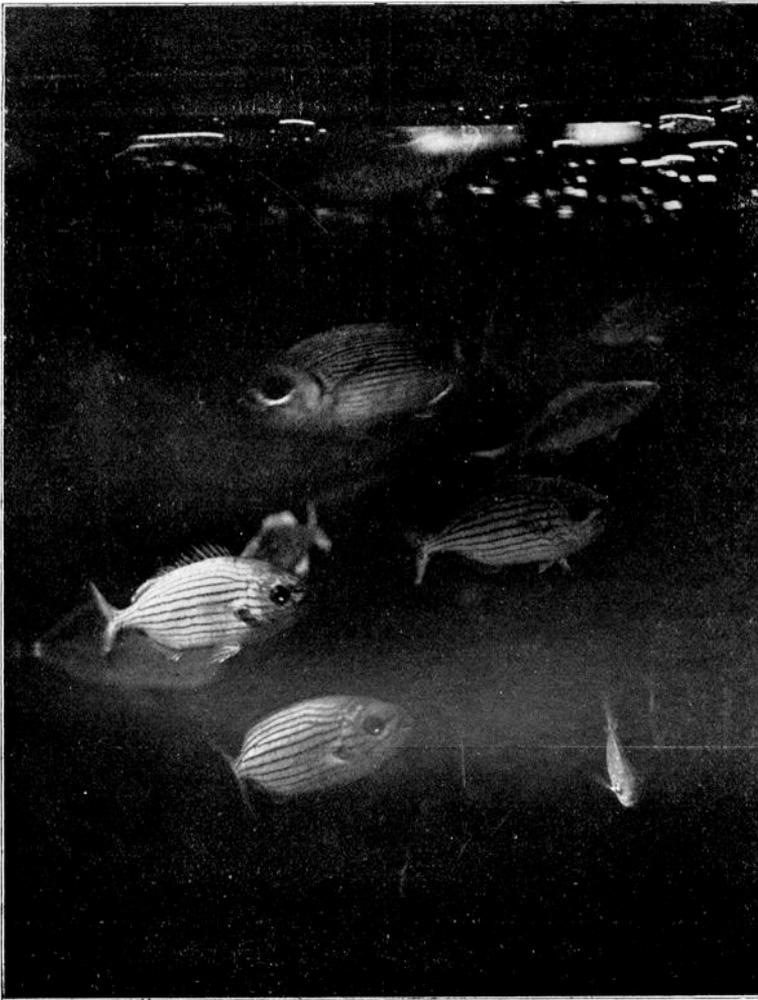
Häuser dieser Stadt, die auf einer vorspringenden Landzunge liegen und sich ungemein malerisch an dem sonst abfallenden Gange herab bis dicht an das Meer heran lagern. Die Stadt teilt die Bucht von Rovigno in zwei Teile.

Wir legen im südlichen Hafen, dem Val di Leone an. Die Station befindet sich am Nordhafen Val di Bora. Sie zeigt in ihrer Fassade Anklänge an venetianische Motive (auf der Beilage Nr. 29 links und Abb. 1, S. 387). Etwas seitlich hinter ihr auf einer Bergeshöhe sieht man, stimmungsvoll von alten Zypressen umrahmt, ein Franziskanerkloster mit einem Glockenturm und am Strande einige neuere Privatvillen.

Durch ein schmiedeeisernes Tor und einen kleinen Vorgarten treten wir in den Hausflur der Station (Abb. 3., S. 389). Eine Gedenktafel aus schwarzem Marmor erinnert an ihren

Gründer. Allerhand Netze, Karten, Tabellen und präparierte Meerestiere, unter denen besonders ein Exemplar des merkwürdigen Mondfisches auffällt, hängen an den Wänden. In die rechte Wand sind transparente Schauaquarien eingebaut. In dem ersten schwimmen muntere Fischchen zwischen Blättern einer improvisierten Seegraswiese (Abb. 4, S. 389); ein großer Tintenfisch mit langen, saugnapfbesetzten Armen lauert im zweiten Aquarium hinter einem Steine, und in einem dritten entfalten blumenartige Tiere, die zierlichen Seerosen und Secanemonen, ihre bunten Fangarme.

Nun gehen wir durch den Garten, in dem Oleander und Evonymus, Myrte und Lorbeer, Delbaum und Granatapfelgesträuch, Zypressen Himalayazedern und eine große Fächerpalme fröhlich gedeihen, und gelangen in den sogenannten Verjandraum (Abb. 7, S. 392), dessen



phot. Ed. van Delben in Breslau

Abb. 6. Bunte Fische im Schau-Aquarium

Zementbecken eine Menge verschiedener Fische, Muscheln, Schnecken, Krebse, Seeesterne, Seeigel und Schwämme usw. beherbergen, die zu Beobachtungszwecken verwendet werden können. An der Wand rechts sieht man die Haut eines Störs hängen, und auf den Tischen stehen verschiedene Gefäße aus Glas zu physiologischen Versuchen.

Durch den Garten zurück kommen wir in seinen nördlichen Teil mit dem biologischen Schau-Aquarium (Abb. 2, S. 388). Es ist in einem ehemaligen Gewächshause eingerichtet und erhält sein Licht von oben, während der Beschauer sich mehr im Dunkeln befindet. Die einzelnen Abteilungen sind auf grund zahlreicher Studien verständnisvoll nach biologischen Gruppen geordnet. Sie stellen möglichst „naturwahre Auschnitte aus dem marinen Leben“ dar, z. B. die Flora und Fauna des Riffs, den Schlammgrund und seine Bewohner, den Muschelsandgrund, den Wald der Tange

usw. Besonders reizvoll ist eine Abteilung mit einer Anzahl prächtiger Seeanemonen, die dicht nebeneinander sitzend, ein Bukett von Chrysanthemen zu bilden scheinen (Abb. 5, S. 390) und ein anderes mit goldig gestreiften Flossentieren (Abb. 6, S. 391). Weitere Abteile zeigen besonders lebhaft gefärbte Tiere, andere wieder solche, die in geradezu wunderbarer Weise in Farbe und Gestalt ihrer Umgebung angepasst sind, oder die sonst diese oder jene Merkwürdigkeit aufweisen. An den Pfeilern hängende Tafeln geben auch dem Laien durch Abbildung und Text Erläuterungen zu dem Inhalte der verschiedenen Abteilungen.

Im mittleren Teile des Gartens befindet sich ein marines Freiland-Aquarium, das dem Stein- und Geröllstrande der nordöstlichen Adria sehr gelungen nachgebildet und reich belebt ist (Abb. 8, S. 393). Daneben hat man (im Vordergrund) ein kleines Becken für die Bewohner der istrischen Salinen angebracht.

Außerdem lenken einige kleine Glaspavillons unsere Aufmerksamkeit auf sich. In diesen Terrarien werden Eidechsen, Giftschlangen und andere Tiere für spezielle Untersuchungen gehalten.

Werfen wir noch einen Blick in das Innere der Station, so sehen wir im Erdgeschoß zwischen Büro und Küche einen geräumigen Speisesaal und im ersten Stock eine Reihe von Arbeitszimmern (Abb. 9, S. 393), einige Laboratorien und die Bibliothek. Im zweiten Stock liegen die Wohnung des Direktors und die Wohnzimmer für die Gelehrten, die in der Station arbeiten. Die schöne Aussicht von der Terrasse auf das Val di Bora, links mit der Stadt, geradeaus mit den Figarolainseln im Hintergrunde und rechts mit den dunkelolivgrünen Hügelreihen soll unseren Rundgang beschließen.

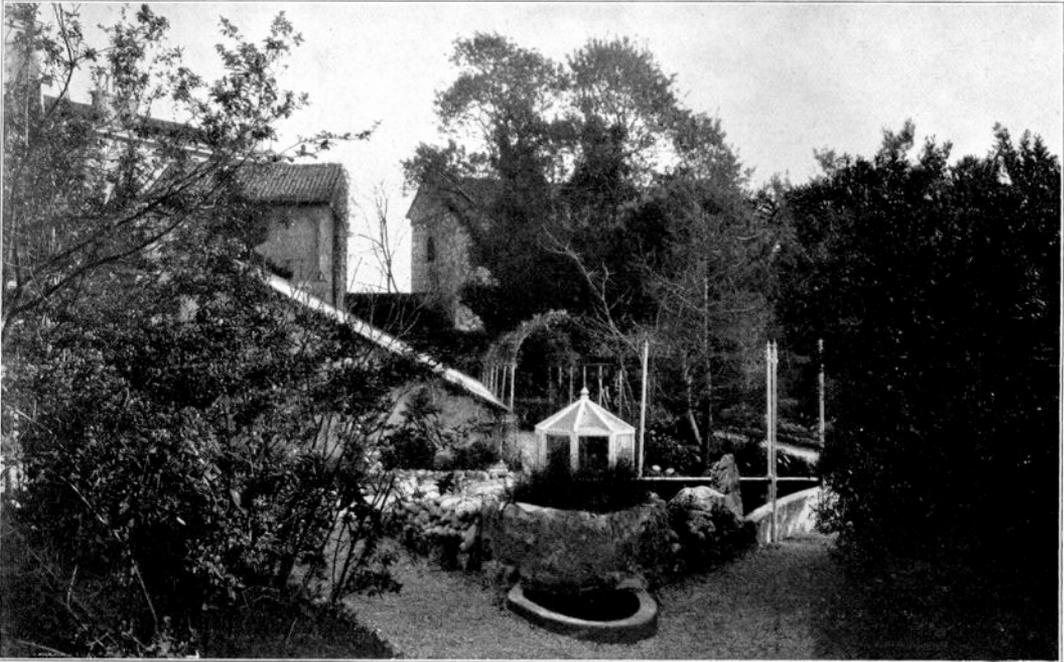
Die innere und äußere Einrichtung der Station hat sich in den letzten Jahren sehr

vervollkommenet dank der rührigen und umsichtigen Tätigkeit ihres derzeitigen Direktors, Dr. Thilo Krumbach, der seit 1908 unermüdet darauf Bedacht nimmt, den vielfachen Anforderungen, die die Gegenwart an eine derartige Station stellt, in zweckentsprechender Weise gerecht zu werden, und der die Erforschung der Biologie der Tier- und Pflanzenwelt der Adria und ihres Küstenlandes auch von deutscher Seite wieder in Angriff genommen hat, so daß bereits eine größere Anzahl wissenschaftlicher Ergebnisse der „Rudolf Virchow-Fahrten“ in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie und anderwärts erscheinen konnten. Große Pläne harren noch ihrer Verwirklichung. Möge die Zoologische Station in Rovigno infolge ihrer reichen Dotation ein immer bedeutenderes Forschungsinstitut werden, ein würdiges Glied der „Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften!“



Abb. 7. Verbandraum

phot. Ed. van Helten in Breslau



phot. Ed. van Delden in Breslau

Abb. 8. Das marine Freiland-Aquarium und die Saline



phot. Ed. van Delden in Breslau

Abb. 9. Arbeitszimmer in der Station

Noch einmal Andreas Eschering

Von Geheimrat Professor Dr. Max Koch in Breslau*)

Nach den Reichstagswahlen erscheint jedesmal eine Landkarte von Deutschland, in der die Wahlergebnisse, d. h. die Stärke der über die Lande verteilten Parteien, in bunten Farben der Geographie eingetragen sind. Wenig bekannt dürfte es sein, daß in den letzten Jahren wiederholt der Versuch ausgeführt wurde, Ähnliches auch für die Literaturgeschichte zu tun. Auf „Heimatkarten der Literatur“ wurden bei jeder Stadt und jedem noch so bescheidenen Flecken die Namen der Dichter und Schriftsteller eingezeichnet, die dort „das erste Licht gezogen, den ersten Schmerz, die erste Lust empfanden“. Für Schlesien haben diese Versuche, wie immer man sonst über ihren praktischen Wert urteilen möge, doch besondere Bedeutung. Kaum ein anderer deutscher Landesteil weist eine solche Namensmenge an Dichtern auf wie das langesfreundige Heimatland von Opitz, Eichendorff und Holtei. Zur Greifbarkeit anschaulich, lassen diese Heimatkarten der Literatur den außergewöhnlich reichen Anteil Schlesiens an der deutschen Dichtung erkennen. Dieses geographische Hilfsmittel ist für uns um so erfreulicher, da Schlesien leider noch immer eine heimatliche Literaturgeschichte fehlt, wie andere Provinzen sie längst haben, selbst solche, die keineswegs an Bedeutung für die deutsche Literaturgeschichte sich mit Schlesien messen können. Freilich hat der treffliche August Kahlert schon 1835 sein noch immer vielbenütztes Büchlein über „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie“ erscheinen lassen. Aber man braucht nur Hermann Jankens kurze Uebersicht „Schlesische Dichter“, die er 1903 der in Breslau tagenden 13. Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins widmete, heranzuziehen, um sich zu überzeugen, wie wenig Kahlerts für ihre Zeit höchst verdienstvolle Arbeit den Anforderungen der neueren Literaturwissenschaft zu genügen vermag. Und was ist in den dazwischen liegenden 77 Jahren von in Schlesien geborenen Dichtern der allgemeinen deutschen Literatur, der mundartlichen, heimischen Dichtung alles beschert worden!

An Vorarbeiten für eine schlesische Literaturgeschichte ist gerade in den letzten Jahren manches geleistet worden. Ich nenne vor allen den ergebnisreichen Versuch von Paul Klemenz, zum erstenmal den „Anteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Literatur“

zu verzeichnen (Glatz 1910). Für enger begrenzte Zeitabschnitte hat Julius Gugler in Beuthener Programmen „Die national-politische Dichtung in Schlesien“ von 1797 bis 1812, hat Max Koch im Rahmen der vom Schlesischen Geschichtsverein veranstalteten Jahrhundertvorträge Schlesiens Anteil an der deutschen Literatur von 1806 bis 1813 (Rattowitz 1907) gehandelt. Aber alle diese Arbeiten machen nur die Notwendigkeit eines zeitgemäßen Erfasses von Kahlerts Buch erst recht fühlbar, ohne dem Mangel selbst abzuhelfen. Jakob Vächtolds „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“ liegt schon seit zwanzig Jahren als Vorbild vor. Für die schwäbische, die mecklenburgische Literatur, die schleswig-holsteinische Erzählungskunst der letzten Jahrzehnte ist bereits geleistet, was wir für Schlesien noch erwarten. Allein wir dürfen auch nicht die außerordentlichen Schwierigkeiten dieser Aufgabe außer acht lassen. Unsere von Friedrich Vogt gegründete, jetzt unter der Leitung von Theodor Siebs rüstig arbeitende Gesellschaft für schlesische Volkskunde lehrt uns, wie viel gerade auf diesem besonderen Gebiete, das zu Kahlerts Zeit noch völlig ferne lag, in die Scheunen zu bringen ist, ehe Frucht und Spreu gesondert werden kann. Aber auch auf den seit langer Zeit beackerten Gebieten bleibt noch mehr Vorarbeit zu leisten, als man denkt. Schon unsere beiden großen Breslauer Bibliotheken enthalten für das 17. Jahrhundert, die Blütezeit der schlesischen Dichterschulen, eine Fülle von Material, das in Goedekes Grundriß noch nicht einmal bibliographisch voll ausgenützt ist.

Noch weit mehr zeigt sich die Notwendigkeit ausgreifender Vorarbeiten, sobald ein einzelner Schlesier, sei es von Opitz' Zeitgenossen oder den aus Schlesien stammenden, vielgelesenen Romandichtern des 19. Jahrhunderts, zum Gegenstande eingehender literargeschichtlicher Sonderuntersuchung gemacht wird. So haben die als „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte“ erscheinenden Arbeiten des germanistischen Seminars unserer Universität (Stuttgart, Mecklers Verlag) für Holtei, Andreas Gryphius und Rektor Manso, für den alten Erzähler Bohse, wie für Steffens, van der Velde und Spindler, für die Geschichte der schlesischen Musenalmanache, unsere Kenntnis erweitert und mannigfach berichtigt. Die im 24. Hefte des zweiten Jahrgangs dieser

*) Vergl. „Schlesien“, II. Jahrgang, S. 617.

Zeitschrift erschienene Charakteristik von Andreas Tscherning (1611—1659) mochte den meisten als abgerundetes, fertiges Bild des Bunzlauer Dichters gelten. Nun hat Hans Heinrich Vorherdt es für wünschenswert gehalten, die alten Nachrichten und Urteile über Tscherning einer erneuten Durchsicht zu unterziehen. Auf nicht weniger als 369 großen Oktavseiten schildert er des strengen Opizianers Schaffen und Lebensgang im Rahmen der Literatur- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Den Dichter Tscherning beurteilt sein neuester Biograph keineswegs günstig; der Poet an sich würde eine erneute Rücksichtnahme an dieser Stelle kaum rechtfertigen. Aber nachdem unlängst bei der Jubelfeier des Elisabeth-Gymnasiums, dem Tscherning als Schüler — kurze Zeit auch als Lehrer — angehörte, ein so wohl-gelungener Versuch einer erneuten Ausführung von Opiz' „Judith“ gemacht wurde, dürfte man mit Teilnahme erfahren, welche Zusätze Tscherning zu Opiz' Werk gemacht hat. Ausführlich berichtet Vorherdt über den Tonscher der „Judith“, den kaiserlichen Rat Matthäus Apelles von Löwenstern aus Neustadt in Oberschlesien. Gerade die Besprechung seines Verhältnisses zu Tscherning ergibt besonders anziehende kulturgeschichtliche Momente, deren Einflechtung überhaupt den Hinweis auf diese außergewöhnlich umfangreiche Monographie eines in seinen Lebenstagen hochberühmten schlesischen Poeten an dieser Stelle erfordert. Zur Zeit, da Schönherr für „Glauben und Heimat“ so überraschende Teilnahme gefunden und Fedor Sommer in seinem Schwendkfelderroman ergreifende Bilder aus der schlesischen Gegenreformation im 18. Jahrhundert entworfen hat, darf Vorherdt auch Teilnahme erhoffen für die altemmäßigen Nachweise der Bedrängnisse, die des Dichters Eltern, er selbst und die ganze protestantische Einwohnerschaft Bunzlaus durch Lichtensteinische Dragoner erfahren haben. Auf das Leben in Bunzlau und in dem besser gesicherten Breslau fallen helle Streiflichter. Wie vor kurzem E. G. Kolbenheyer in seinem Breslauer Roman „Meister Joachim Paufewang“ die Verdrängung der guten Stadt Breslau geschildert hat in jenen Tagen, da Schweden und Kaiserliche, beide als gleich unwillkommene Gäste, vor ihren Mauern, Einlaß heischend, lagerten, so erzählen in der Dichterbiographie Briefe und Gedichte aus jener Notzeit. Von Breslau nach Rostock, an dessen Hochschule Tscherning erst zweimal als Student, dann seit dem 16. Mai 1644 als kärglich bezahlter Professor weilte, brauchte ein Brief damals drei bis vier Wochen, und da war es eigentlich immer ein besonderes Glück, wenn nicht mehrere Briefe hinter ein-

ander verloren gingen. Unmittelbare Verbindung hatten die Breslauer Kaufleute nur mit Leipzig, Thorn und Danzig. Ein Brief nach Rostock mußte den Umweg über Leipzig, Hamburg und Lübeck machen. Da gewann der Brief freilich eine erhöhte Bedeutung, und Vorherdt kann denn auch ein Verzeichnis von 122 erhaltenen Briefen Tschernings aufstellen.

In Rostock befanden sich so viele Studenten aus Schlesien, daß sie eine eigene „schlesische Nation“ an der Universität bildeten. Tscherning nahm unter ihnen eine führende Stellung ein. In den Anmerkungen (Seite 255—328) teilt Vorherdt manches aus den Rostocker Universitätsakten mit. Nicht bloß über die Zahl der Gäste und der Schüsseln beim Magister-(Doktor-) Schmaus gab es feste Bestimmungen; selbst die Höhe der von einem Professor seiner Braut zu verehrenden Geschenke wurde durch Vorschriften geregelt. Im Jahre 1652 waren als Höchstmaß noch 100 Taler festgesetzt; als während und nach dem Kriege der Herzog nur einen Teil der Besoldungen wirklich zahlte, wurde die Summe ermäßigt. Die Zahl der Hochzeitsgäste durfte 50 nicht überschreiten; Tscherning, der eine Witwe ihres Geldes wegen freite, hielt sein Weib in Lübeck, um die Hochzeitskosten zu verringern.

Weiß für die erstmalig aufgestellte Bibliographie der zwischen 1631 und 1659 erfolgten 142 Einzeldrucke von Tschernings Schriften vor allen der Literaturhistoriker Vorherdt Dank, so gewinnt das Verzeichnis doch auch für die schlesische Familiengeschichte Wichtigkeit durch die Namen der Gönner, denen Tscherning seine Opera und Opuscula widmete. Das Widmungsweisen oder — Anweisen hat im 17. Jahrhundert ja eine besondere Bedeutung gehabt. Vermögende Breslauer unterstützten den jungen Dichter in der Voraussetzung, ja unter der Bedingung, daß ihre Eitelkeit durch eine schmeichlerische Widmung befriedigt würde. Da auf Buchhändlerhonorare nur selten und beinahe nie fest zu rechnen war, so mußte der Dichter sich nach solchen ehrgeizigen Gönnern umsehen, wollte er von seiner Arbeit finanziellen Nutzen ziehen. Manche unerfreulichen Untertöne in der schlesischen Poesie des 17. Jahrhunderts finden in diesen Verhältnissen ihre Entschuldigung.

Ein Kennzeichen der mit Opiz einsetzenden schlesischen Dichtung ist ihr gelehrter Anstrich. Auch Tscherning betont, daß „Wer nicht genau versteht, was Rom war und Athen, heißt weit nicht ein Poet.“

Ein Lehrbuch der Poesie hat auch er, wie vor ihm sein Meister Opiz, verfaßt, „Unvergeßliches Bedenken über etliche Mißbräuche

in der deutschen Schreib- und Sprachkunst, insonderheit der edlen Poeterey“ (1658). Borchardt hat ausführlich, ja, mit der in seinem ganzen Buche herrschenden, etwas ermüdenden und sachlich kaum zu verteidigenden Weit-schweifigkeit das Lehrbuch zergliedert. Für weitere Kreise dürfte eine andere Leistung Tschernings anziehender sein. Wie Opitz durch seine berühmte Ausgabe des Annoliedes der Germanistik einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat, Adam Olearius, der Geschichtschreiber von Flemings Gesandtschaftsreise, die deutschen Uebersetzungen aus dem Persischen eröffnet, so geht Tscherning den Vermittlern zwischen arabischer und deutscher Literatur voran. Gerade für diese Tätigkeit des berühmten Schlesiers bringt Borchardt manches Neue bei. Wenn Borchardt auch Hamlets Mahnung, daß Kürze des Witzes Seele sei, allzu sehr außer acht gelassen hat, so verdient seine außerordentlich fleißige Arbeit doch von allen Freunden

der älteren schlesischen Dichtung dankbar beachtet zu werden. Daß der neu gegründete Hans Sachs-Verlag in München in so gediegener Ausstattung ein derartig umfangreiches Buch (Preis 10 Mark) über einen halb vergessenen schlesischen Poeten veröffentlicht, darf in des Dichters Heimat doch mit einem gewissen Gefühl der Genugtuung aufgenommen werden. Für Schlesien sollte es aber zugleich auch eine Mahnung sein, daß unsere reiche literarische Vergangenheit uns auch zu deren wissenschaftlicher Pflege verpflichtet und den verschiedenen Literaturgeschichten anderer deutscher Sprachgebiete auch eine „Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien“ an die Seite zu setzen ist. Kein anderer deutscher Landstrich kann nach dem Ausgange des Mittelalters von sich rühmen, was die Schlesier mit der Bezeichnung des „Jahrhunderts der Herrschaft schlesischer Dichtung“ in die Geschichte der deutschen Literatur eingetragen haben.

Was der Pirol singt . . .

Dort, wo des Himmels Abendglühen
Sich leuchtend senkt zum Erdenrand,
Liegt wehmuternst, voll kargem Mühen
Im Föhrenkranz mein Schlesierland.

Es blüht an eingesunkenem Grabe
Pfingstrosen rot — ein ganzer Hain,
Und drüber liegt als Königsgabe
Ein Prunkgewand aus Sonnenschein.

Die Einsamkeit regt bang die Flügel,
Der Pirol schluchzt und ruft von weit.
Verfallen liegt der Rasenhügel
In völliger Verschollenheit

So gibt es Menschen auch hinieden,
Die still sich mühen in stillem Land,
Zu deren kargem Siedlerfrieden
Noch nie das Glück die Wege fand.

Sie hören nicht die Jahre schwinden.
Und bricht der morsche Lebensstab,
Dann ist das Ziel der Sonnenblinden
Weltfern ein weltvergeßnes Grab

Wie Sehnsucht tönt das Pirolrufen,
Und eine Feuernelke blüht
Aus dem Gestein zerborstner Stufen;
Golddrosseln singen scheu ihr Lied.

Das klingt von Sternen, die zerprangen. . .
Und doch, was auch im Nichts entschwand,
Was auch in Staub verweht, vergangen:
Der Sieger Frühling zieht durchs Land.

Er hat so laute, helle Glocken,
Er nimmt die Welt in Schönheitsbann
Und faßt das Leid mit leisem Locken
Und Anemonenfingern an.

Nun blüht an dem vergessnen Grabe
Pfingstrosen rot, ein ganzer Hain,
Und drüber flammt als Königsgabe
Das Prunkgewand aus Sonnenschein.

Und Pirolruf und Drosselsingen,
Und Rosenblüht in dichtem Hauf,
Das Wunder ist's, das Wunderklingen:
„Die Liebe höret nimmer auf!“

Eugen Stangen



Küstenpartie südlich von Rovigno

phot. Ed. van Delden in Breslau